
Meister
in Poesie
und Prosa

MEISTER
IN POESIE UND PROSA

KLEINE
DEUTSCHE
LITERATURGESCHICHTE

*

VON DR. STEPHAN ANKENBRAND

VERLAG M. LURZ MÜNCHEN

8. Auflage (60. — 80. Tsd.)

Aufgenommen in das Verzeichnis der Lehrbücher, die in Durchführung der Lernmittelfreiheit bezogen werden können.
(Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus)

Satz u. Druck: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz A.-G., München
Buchbinderarbeiten: Großbuchbinderei Grimm & Bleicher, München

Einführung

Unter Literatur oder Schrifttum verstehen wir die Erzeugnisse des menschlichen Geistes, die in Wort und Schrift auf uns gekommen sind. Die W e l t literatur (früher Universalliteratur genannt) umfaßt das Schrifttum aller Kulturvölker. In diesem kleinen Buch soll nur vom deutschen Schrifttum, von unserer N a t i o n a l literatur gesprochen werden, und auch davon nur, soweit sie aus dichterischen Werken besteht, also z. B. nicht von Werken der Wissenschaft oder Staatskunst, auch wenn sie in ihrer sprachlichen Fassung künstlerischen Wert besitzen.

Überblick über die Sprachgeschichte

Die deutsche Sprache gehört zum indogermanischen Sprachstamm. Aus dieser Grundsprache, die nicht mehr erhalten ist, hat sich seit etwa 400 v. Chr. durch die sog. g e r m a n i s c h e L a u t v e r s c h i e b u n g (eine Lautveränderung im Konsonantensystem) das Urgermanische herausgebildet. In seinen ersten Anfängen geht es vielleicht bis 2000 v. Chr. zurück. Es gabelt sich in drei Hauptäste: das Ost-, das Nord- und das Westgermanische. Der ostgermanische Ast (im wesentlichen das Gotische) ist längst verdorrt, der nordgermanische hat sich ins Dänische, Schwedische, Norwegische und Isländische geteilt. Der westgermanische entwickelte drei mächtige Zweige: die e n g l i s c h e, f r i e s i s c h e und d e u t s c h e Sprache. Diese westgermanischen Sprachen haben dann im Laufe der Jahrhunderte ihre eigenen Wege genommen.

Das Deutsche der Frühzeit verästelte sich wieder in Mundarten: ins Fränkische, Niedersächsische, Thüringische, Alemannische und Bayerische. Etwa um 600 n. Chr. setzte dann vom deutschen Süden aus nach Norden vordringend wiederum ein Konsonantenwandel ein, die z w e i t e o d e r h o c h d e u t s c h e L a u t v e r s c h i e b u n g, die eine weitgehende Unterscheidung in den Mundarten brachte, vor allem eine deutliche Trennung zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch. Das Niederdeutsche prägte sich im Niederfränkischen und Niedersächsischen (Plattdeutsch) aus, das Hochdeutsche spaltete sich in mitteldeutsche (Mittelfränkisch, Rheinfränkisch, Ostfränkisch, Thüringisch, Obersächsisch) und oberdeutsche Mundarten (Schwäbisch und Bayerisch).

Mit der politischen Einigung der verschiedenen Volksstämme unter den Karolingern verstärkte sich auch ihr Sprachbewußtsein. Im Gegensatz zur lateinischen Sprache der Kirche entwickelte sich die volkstümliche, heimische Sprache: nichts anderes als volkhaft bedeutet das Wort diutisk = deutsch (zu althochdeutsch theoda = Volk), latinisiert theodiscus. Von der Sprache wurde die Bezeichnung auf die Bevölkerung übertragen; sie ist seit dem 11. Jahrhundert als Volksname allgemein gebräuchlich.

Literaturgeschichtliche Grundbegriffe

Wenn beim Ausdruck der Gedanken die Sprache bestimmten Formgesetzen angepaßt wird, sprechen wir von Dichtungen im engeren Sinn. Rhythmus, d. h. regelmäßige Abwechslung zwischen betonten und unbetonten Silben, und Reim, d. h. Wiederholung gleicher Anfangslaute (Alliteration, Stabreim) oder Gleichklang der Endsilben (Endreim seit etwa 900 n. Chr.) sind die beiden Hauptgesetze für die gebundene Rede, die P o e s i e. Ihre Grundwerte sind Gefühl und Einbildungskraft. Die Darstellung ohne solche Kunstform heißen wir ungebundene Rede oder P r o s a. Als Sprache des Verstandes strebt sie vorzugsweise nach Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit. In dichterischen Schöpfungen wurde sie erst gebraucht, als unser Volk eine höhere geistige Bildung erlangt hatte. Wir unterscheiden heute dichterische und wissenschaftliche Prosa.

Der Stoff und die Art, wie er dargeboten ist, läßt uns eine andere Einteilung gewinnen; die Bezeichnungen dafür sind aus der Antike übernommen. Die epische Dichtung, das Epos (epos = Wort) ist die erzählende Dichtungsart, die Poesie des Sagens und Berichtens: Heldenlieder, Balladen, Erzählungen, Romane, Novellen, Sagen, Märchen und Fabeln. Die lyrische Dichtung (sie wurde ursprünglich mit Musikbegleitung — lyra = Leier — vorgetragen) ist auf Empfindung und Gefühl abgestimmt; sie umfaßt das Lied in seinen verschiedenen Erscheinungsformen. Die dramatische Dichtung schließlich (drama = Tat, Handlung) vereinigt epische und lyrische Bestandteile, aber sie erzählt nicht von der Tat, sondern führt sie als gegenwärtige, augenblicklich abrollende Handlung vor. Zu ihr gehören Spiele geistlicher und weltlicher Art, Schauspiel, Lustspiel und Trauerspiel sowie verschiedene Abarten. Zu diesen drei Hauptformen kommen noch Spottdichtung (Satire), beschreibende Dichtung, Lehrdichtung.

Wichtiger aber als die Gliederung der Literatur nach formalen oder stofflichen Gesichtspunkten ist die zeitliche Einteilung. Grundlegend hierfür ist die Änderung der Sprache im Lauf der Jahrhunderte; aber auch geschichtliche Ereignisse und philosophische Ideen können für einzelne Epochen maßgebend sein.

1. Die althochdeutsche Zeit

Sie reicht von den Anfängen des deutschen Schrifttums bis zum Beginn der Kreuzzüge (etwa 1100). Die Sprache ist klangvoll, farbenreich, volltönend in den Vokalen (z. B. taga = Tage, tagum = Tagen, wahtari = Wächter, fior = vier, ziohan = ziehen, fundumes = wir fanden, gewîhit sî namo thin = geweiht sei Name dein), mundartlich stark unterschieden.

Es ist fraglich, ob von den Germanen Dichtungen aufgezeichnet worden sind. In Berührung mit der Mittelmeerwelt entstand bei ihnen das Runenalphabet, das seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. nachweisbar ist. Diese Runen sind geheimnisvolle Zeichen, die zunächst wohl nur den Priestern bekannt waren und nicht als bloßes Verständigungsmittel, sondern zu Zauber und Weissagung dienten. Sie waren ursprünglich auf Holzstäbe eingeritzt. Runenschriften, meist auf Stein gezeichnet, finden sich in Skandinavien und England; der sog. Kensingtonstein in Nordamerika berichtet von den Vinlandfahrten christlicher Normannen im Jahre 1362. In Deutschland hat man nur wenige Runeninschriften auf ausgegrabenen Metallgeräten entdeckt, z. B. die „Nordendorfer Metallspange" (aus einem Grabfeld in Nordendorf bei Donauwörth) mit einem Weihespruch auf ein Brautpaar. Ein anderer Runenspruch ist auf dem „Goldenen Horn" eingegraben, das in Schleswig gefunden wurde. Als die Deutschen anfingen, auf Pergament zu schreiben, gebrauchten sie nur mehr lateinische Buchstaben; aus ihnen entwickelte sich allmählich die sog. Frakturschrift, die deutsche Schrift.

In diesem ersten großen Abschnitt der deutschen Literatur zerfallen die dichterischen Erzeugnisse deutlich in solche der heidnischen und solche der christlichen Zeit.

Aus der vorchristlichen Zeit sind nur kümmerliche Spuren von Dichtungen erhalten. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus (54--117 n. Chr.) berichtet in seiner „Germania" um das Jahr 100 als erster von germanischer Dichtkunst im Dienst der Götter. Daneben gab es eine Kleindichtung: Liebesgrüße, Weihe- und Segensformeln, Zaubersprüche und Gelegenheitspoesie. Aus den Kämpfen der Völkerwanderung entstand das Helden- und Preislied; für dieses begeisterten sich bald alle Germanenstämme, es hat auch die germanische Kleinpoesie beeinflußt und gefördert.

Mit der Verdrängung des Heidentums durch das Christentum tritt an die Stelle dieser Volksdichtung die geistlich-christliche. Ihre Träger, die Mönche und Weltgeistlichen, bauten eine neue Gedankenwelt auf, die in Glaube, Sitte und Lebenshaltung allem Heidnischen entgegengesetzt war. Diese Art Dichtung fand ihre Pflege in den Klöstern Freising, Tegernsee, Wessobrunn, St. Gallen, Reichenau (Bodensee), Weißenburg i. E. und Korvey i. W. Wir scheiden jetzt eine deutschsprachige Dichtung der Karolingerzeit (800

bis 900), die („Wessobrunner Gebet“, „Muspilli“, „Heliand“, „Otfrieds Evangelienbuch“) im wesentlichen der Missionierung dient vom Schrifttum der Ottonenzeit (900—1050), das zwar vorwiegend deutsche Stoffe behandelt, aber in das fremde Kleid der lateinischen Sprache gehüllt wird (Waltharilied, Ruodlieb, Ecbasis captivi, Dramen der Roswitha).

2. Die mittelhochdeutsche Zeit

Wir bezeichnen damit die vier Jahrhunderte von 1100 bis 1500. Die deutsche Sprache wandelt sich um das Jahr 1100 bedeutend: Die volltönenden Vokale a, i, o, u werden in Vor- und Ableitungssilben und in Endungen zu e abgeschwächt (ahd. taga wird tage, hirti : hirte, namo : name, zungun : zungen, giwati : gewaete = Kleidung, kouoni : küene, thusunt : tusend, ziohan : ziehen, salbôn : salben, habên : haben), die Sprache wird beweglicher, weicher. Diese neue Form nennen wir das Mittelhochdeutsche. Es gelangt in der Dichtung ausschließlich statt des Lateins zur Herrschaft. Die Mundarten bleiben lebendig, treten aber in den meisten Dichtungen dieser Zeit etwas zurück. Besonders in der Blütezeit dieser Epoche bricht die verfeinerte Sprache der Höfe durch.

Verschiedene Umstände ließen das neue Schrifttum zu besonderer Höhe aufsteigen. Im Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht gewann der Adel nicht bloß die politische, sondern auch die geistige Führung; deshalb sprechen wir auch von einem ritterlichen Zeitalter. Das Christentum war inzwischen bei allen deutschen Stämmen so fest begründet, daß die Kirche dem heidnisch-germanischen Literaturgut nicht mehr so feindlich gegenüberstand. So kam es, daß diese uralten Stoffe unter dem Eindruck großer kaiserlicher Staatsführung zu einem gewaltigen Aufschwung deutschen Bewußtseins beitrugen. Die Ritter wurden Hüter dieses nationalen Denkens und zugleich Träger der deutschen Dichtung. Der Kaiserhof und die angesehenen Fürstenhöfe pflegten und schützten solch frohes, hochgemutes Streben.

Diese mittelhochdeutsche Zeit teilen wir in drei Abschnitte ein. Eine V o r b e r e i t u n g s z e i t von etwa 80 Jahren leitet sie ein. Noch sind meist Geistliche die Dichter, aber sie nehmen ihre Stoffe jetzt nicht mehr nur aus Bibel und Legende, sondern auch aus der Weltgeschichte und anderen Lebensgebieten („Anno-“, „Alexander-“, „Rolandslied“). Mit den Geistlichen im Wettbewerb stehen „fahrende Leute“, Spielleute aus dem einfachen Volk oder dem verarmten Adel. Sie behandeln weltliche Stoffe wie „König Rother“, „Herzog Ernst“, „St. Oswald“ und „Isegrims Not“, die erste deutsche Tierdichtung. Die vorwiegende künstlerische Form ist das E p o s. Die Vorlagen stammen meist aus dem Französischen, werden aber mit heimischen Sagen verknüpft. Nebenher lebt das volksmäßige

Lied der Vaganten, die etwas dünkelhaft eine deutsch-lateinische Mischdichtung pflegen und Wissenschaft und Weltlust feiern, zuweilen mit scharfem Spott auf ihre Gegner. Die Carmina Burana sind das beste Beispiel. Aus solcher Liedpflege entwickelt sich im 12. Jahrhundert eine höherstrebende Lyrik: Geistliche dichten religiöse Lieder (Marienverehrung); von den ritterlichen Sängern wird sie in der Liebeslyrik ausgebaut.

Auf diesen Vorfrühling der deutschen Dichtung folgt über ein Jahrhundert hin ihre erste Blütezeit (1180 bis 1300). Wir begegnen kaum mehr einem geistlichen Dichter, die Poesie liegt in den Händen „der Fahrenden" und der unter französischem Einfluß „fein gebildeten Ritter". Demgemäß unterscheiden wir Volksepik (Nibelungenlied, Kudrunlied, Rosengarten, Zwergkönig Laurin, Rabenschlacht) und Kunstepik, deren Hauptvertreter wir einzeln kennenlernen werden. Die Lyrik wird eingeleitet durch den Herrn von Kürenberg und Dietmar von Aist, zunächst noch in mehr erzählender Art. Wir sprechen vom „Frühling des Minnesangs". Ihre Entwicklung stört dann französischer Einfluß, wie er bei Heinrich von Morungen und Reinmar von Hagenau sichtbar wird; Frauendienst und Liebe treten stark in den Vordergrund. Diese Hochblüte des Minnesangs findet ihre Krönung in dem größten Lyriker des Mittelalters, Walther von der Vogelweide; er erweitert den Kreis der Stoffe und macht sich von fremden Einflüssen frei. Neidhard von Reuental, der Tannhäuser, Burkart von Hohenfels und Heinrich von Meißen können seine Höhe nicht mehr halten. Zugleich verblaßten die Hochziele der staufischen Ritterschaft: ére, mâze, staete, triuwe wurden zu leeren Begriffen. Vergessen war auch der „hohe muot", das Minnelied, das der höfischen Unterhaltung diente, muß der niederen Minne weichen. Die Herrlichkeit des deutschen Kaisertums, das nationale Selbstbewußtsein waren geschwunden. Willkür und Faustrecht nagten am Reichskörper; der Ritterstand verlor an Bedeutung und Gesinnung, seine Burgen, einst Pflegestätten edler Dichtung, wurden zu Raubnestern. Kaiser und Fürsten trachteten, um sich zu behaupten, nach Land- und Machtmehrung und vergaßen darüber die Kunst.

Bürgerdichtung

Da wuchs ein anderer Stand im Reich über die Ritter hinaus: die Bürger der reichgewordenen Städte. Was lag näher, als daß sie sich auch der Dichtung annahmen? Statt aber die volksmäßige Dichtung zu pflegen, glaubten sie die höfische Kunst nachahmen zu sollen, deren Inhalt und Form doch einem anderen Boden entsprossen war. So müssen ihre Erzeugnisse unnatürlich und gekünstelt erscheinen. Auch glaubten sie, die Dichtkunst ebenso nach Regeln erlernen zu können wie ein Handwerk. So wird die Dichtung formelhaft, steif, lehrhaft. Es fehlen ihr in dieser Zeit des

Abstiegs (1300—1500) meist hoher Flug und Tiefe des Gemüts. Erfreulich blüht damals das Volkslied. Neu ist außerdem die Entwicklung der Prosa durch Mystiker, Kanzelredner, Volks- und Rechtsbücher. Schließlich liegen hier auch die Anfänge der dramatischen Poesie in den Mysterien und im Fastnachtspiel. Übrigens blieb durch das ganze Mittelalter das Latein als Sprache der Gelehrtenwelt bestehen.

3. Die neuhochdeutsche Zeit

Sie umfaßt abermals 400 Jahre, etwa von 1500 bis zur Gegenwart, und ist wiederum durch Veränderungen in der Sprache gekennzeichnet. Die **bisher langen Vokale** (Selbstlaute) î, û, ü werden jetzt zu ei, au, eu (z. B. zit : zeit, hus : haus, liüte : leute) erweitert; die Diphthonge (Doppellaute) ie, uo, üe werden î, û, ü (z. B. liebe : liebe, huote : hut, güete : güte). Überdies entwickelt sich jetzt eine neuhochdeutsche Schriftsprache aus dem Sprachgebrauch der Kanzleien der Kaiser, Fürsten und Städte; ihre Verbreitung verdankt sie dem neuerfundenen Buchdruck und den geistigen Kämpfen der Zeit.

Im 15. Jahrhundert führten neue philosophische Ideen und Umwälzungen im Wirtschaftsleben, in der Innen- und Außenpolitik der Völker, im Heerwesen eine neue Zeit herauf. Aber dieses Vorwärtsdrängen des Neuen und sein Ringen mit den beharrenden Kräften war für die Dichtkunst wenig günstig. In den zahlreichen Streitschriften und Schwankerzählungen herrscht vielfach eine so derbe Sprache, daß man nicht zu Unrecht von einem „grobianischen Schrifttum" spricht. Immerhin entwickeln diese Schriften die deutsche Prosa fort: in ihnen findet die neue Schriftsprache ihr erstes Feld, ein anderes in den Volksbüchern. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zeigen sich auf dramatischem Gebiet in Hans Sachsens Lustspielen und Schwänken hoffnungsvolle Ansätze, doch verkümmern sie bald wieder unter der Ungunst der Verhältnisse. All diese Bemühungen aber finden dann in zwei großen Bewegungen Ausdruck.

Renaissance und Humanismus

In Italien war während des ganzen Mittelalters die Verbindung mit dem Altertum nicht abgerissen. Nach dem Sturz der Staufer erwachte das Verlangen nach nationaler Wiedergeburt aus dem Geist der Antike. Man entdeckte den Menschen als selbständiges Wesen; als Ideal galt jetzt der Universalmensch (Lionardo da Vinci). In Deutschland beschränkte sich die Anknüpfung an die Antike mehr auf die Nachahmung und Auswertung ihres Schrifttums (Humanismus). Daran arbeitete ein Kreis von Gelehrten wie Eras-

mus von Rotterdam, Johannes Reuchlin, Conrad Celtis, Agricola u. a. Ihre jüngere Gefolgschaft bildete eine standesbewußte Gelehrtenpoesie aus.

Die Reformation

Die entscheidende Wirkung aber ging ganz von einem einzelnen aus: Martin Luther wurde der Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache, indem er das Niederdeutsche zum Dialekt herabdrückte. Seine Bibelübersetzung ist das bedeutendste Prosawerk des Jahrhunderts; seine Kirchenlieder schlagen einen neuen Ton in der Lyrik an. Männer wie Melanchthon und Hutten stehen ihm zur Seite, während Thomas Murner Satiren und Schmähschriften gegen ihn schleudert.

Das 17. Jahrhundert bezeichnet im deutschen Schrifttum einen argen Tiefstand. Die Wirren vor dem großen Krieg und dieser selbst, in dem sich Deutsche zerfleischen und das Ausland sich einmischt, untergruben jedes Nationalbewußtsein. Wie hätte da eine nationale Dichtung Grundlage und Triebkraft erhalten sollen? Die fremden Einflüsse kehrten Volk und Gesellschaft um, die deutsche Sprache verwilderte, man pfropfte ihr fremde Reiser auf, wogegen einzelne nationalgesinnte Männer vom Lehrstuhl aus und in den Sprachgesellschaften vergeblich ankämpften. Die deutsche Dichtung flüchtete sich in die stille Gelehrtenstube, während in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an den Fürstenhöfen der Weltmann und Kavalier tonangebend wird. Hauptvertreter dieser Richtung ist G. W. Leibniz (1646 bis 1716), der als Philosoph und Staatsmann, als Mathematiker, Jurist und Historiker bahnbrechend wirkte.

Die Barockdichtung kann man in ihren Leistungen weder der bildenden Kunst noch der Musik in diesem Zeitalter an die Seite stellen. Sie erscheint vielfach überladen, schwülstig und von Gegensätzen zerrissen. Der Dichter verliert den Zusammenhang Volk und Leben. Abermals hält man die Dichtkunst für erlernbar, stellt Regeln dafür auf, sieht bei fremden Dichtern, zumal bei italienischen und französischen, die Vollendung und ahmt sie eifrig nach. Aus der Zahl der Talente, die in besserer Zeit hätten aufsteigen können, ragt der Schlesier Martin Opitz hervor; er schafft mit seiner Forderung nach Silbenwertung die Grundlage für neuen dichterischen Aufstieg. Auch brachten weltliche und geistliche Lyrik einige unverwelkliche Blüten hervor. Wegbereiter des deutschen Dramas, das hauptsächlich in Schlesien gepflegt wird, ist Andreas Gryphius. Allerdings wird das Schuldrama durch die Oper, ebenfalls eine Schöpfung des Barock, etwas in den Hintergrund gedrängt. Der beim Volk beliebte Roman findet im „Simplicius Simplizissimus“ einen bleibenden Vertreter. Solchen Werken war der Zusammenhang mit dem Volk ebensowenig verlorengegangen wie dem Prediger Abraham a Santa Clara.

Das 18. Jahrhundert bringt in seinem ersten Teil eine Entwicklung zum Bessern, man klärt das Wesen der deutschen Poesie und drängt fremden Einfluß zurück. Zwar kommen aus England und Frankreich vielseitige philosophische Anregungen, aber Leibniz hat schon den Grund zu einer selbständigen deutschen Wissenschaft gelegt. Besonders aber werden von den Lehren Kants viele auf die Dichtkunst angewandt. Daneben kommt die Innerlichkeit der deutschen Seele wieder zur Geltung. Eine andere Richtung wandelt den Barock ins Leichte und Zierliche. Jede dieser Bewegungen gipfelt in einem berühmten, vielbedeutenden Namen.

Der Vernunftsgedanke der **Aufklärung** hatte, in Gottscheds enge und starre Regeln gegossen, die deutsche Dichtung mehr gefährdet als gefördert und auch die einseitige Betonung der Phantasie und des Gemüts, womit die Schweizer Bodmer und Breitinger antworteten, hatte sie nicht befreit. Aber in diesem Kampf klärten sich doch die Ansichten und zuletzt gelangte Lessing über die Aufklärung zu wahrhaft klassischer Kunstauffassung. Im **Pietismus** suchte der Glaube nach einem persönlichen Erleben und die dabei wachgerufene Empfindsamkeit griff alsbald über das Religiöse hinaus auf Natur und menschliche Beziehungen über. Der Gipfel dieser Entwicklung ist Klopstock, der sein ganzes Schaffen als religiöse Sendung empfand und eine gewaltige Wirkung auf seine Zeitgenossen übte.

Das **Rokoko** löste sich aus den Spannungen des Barock und pflegte nach französischem Vorbild eine geistreiche, witzige Gesellschaftsdichtung, die sich in Deutschland allerdings meist mit Spielereien um Liebe und Wein begnügt (Anakreontiker). Dabei wird die Sprache locker, geschmeidig, anpassungsfähig. Höhepunkt ist hier Wieland, der gegenüber Klopstock süddeutsches Wesen und Wirken verkörpert.

Der **Sturm und Drang**, ausgelöst durch Herders Ideen, stellt im Gegensatz zu allen diesen Strömungen eine literarische Revolution dar. Er pflegt im „Göttinger Hainbund" gemütvolle Lyrik und sucht im Drama neue Wege. Seine Idealbilder sind freie, selbstherrliche Menschen, beseelt von großen Gefühlen, kraftvolle „Kerle", die sich ihr Gesetz selbst geben.

In dieser Bewegung stehen mit ihren Anfängen auch unsere Größten: Goethe und Schiller. Sie wachsen aber bald darüber hinaus und erringen als abgeklärte Männer eine bisher nicht erreichte Höhe des deutschen Schrifttums.

Die Klassik

Wir nennen diese zweite Blütezeit auch die „klassische Zeit", um damit die höchste Vollendung, die Mustergültigkeit, den symbolischen Wert dieser Kunstform und Epoche

zu bezeichnen. Die sittliche Bedeutung edlen Menschtums wird geoffenbart durch Höhe des Gehalts, Reinheit des Wesens, Glauben an das Gute und Liebe zur Wahrheit; das Gesunde, Naive entfaltet sich zwanglos. So ist Goethes Lyrik schlicht und rein und doch groß in Form und Ton. Sie gab der deutschen Dichtung neue Antriebe und Werte, hob sie an Gemütstiefe und Weisheit weit über andere Leistungen hinaus und rückte deutsches Dichten in das Schrifttum empor, das allen Zeiten und allen Völkern etwas zu geben hat.

Die Klassik ist auch die Neubelebung der antik-klassischen Kunstideale im bewußten Gegensatz zum Rokoko, das mit antiken Stoffen nur tändelte. Angeregt durch die mannigfachen geistigen Strömungen und Kunststile der griechischen Blütezeit vermag sie bedeutenden Inhalt in kunstvoller Form zu verherrlichen.

Gleichwohl spricht sich im Nachformen großer Vorbilder und im persönlichen inneren Reichtum der beiden Großen (nicht e i n e r allein ist Träger dieser Zeit) ein Stück deutscher Wesensart aus; das Griechische gibt wohl die Form ab. Goethe will aber nicht griechische Menschen bilden, sondern edle Menschen der Gegenwart. Harmonische Einheit und Eigenwille der Persönlichkeit verbinden sich zu schöpferischer Kraft im ringenden Schiller und im begnadeten Goethe. So verstehen wir Grillparzers Ausspruch: Schiller will nach oben, Goethe kommt von oben.

Zwischen Klassik und Romantik stehen Dichter, die in sich Schöpferkraft genug fühlten, um neben den Großen eigene Wege zu gehen. Am meisten anerkannt unter ihnen war Jean Paul; sein Prosastil wirkte weit in die Zukunft. Weniger wußten die Zeitgenossen mit den neuen und persönlichen Ideen eines Heinrich von Kleist und Friedrich Hölderlin anzufangen. Erst nach hundert Jahren erfuhren beide eine gerechtere Würdigung, die sie mit zu Trägern der klassischen Zeit macht; erst jetzt werden sie fruchtbar für neues dichterisches Schaffen in Drama und Lyrik.

4. Das 19. Jahrhundert

Der Reichtum des deutschen Schrifttums im 19. Jahrhundert und seine Gegenwartsnähe berechtigen uns, es als besonderen Abschnitt aus der neuhochdeutschen Zeit herauszustellen. Der Höhepunkt um die Jahrhundertwende wird durch die Leistungen der folgenden Zeit noch besonders beleuchtet und herausgehoben. Zwei große Strömungen kann man nacheinander erkennen. Neben den philosophischen Ideen, wie sie Fichte in seiner „Wissenschaftslehre“ und Schelling in seiner „Naturphilosophie“ vertraten, wirkten die großen politischen Ereignisse auf die Dichtung.

Die Romantik

erwuchs zunächst aus bewußter Ablehnung der Klassik. Auch eine Gegenbewegung des Gemüts gegen die nüchterne Aufklärung haben wir in ihr zu erkennen. Somit hatte sie ihre Wurzeln in den Forderungen des „Sturms und Drangs" und ist zugleich Gegensatz und Fortsetzung des Klassizismus.

Sie pflegt das erwachende Nationalgefühl und führt zum deutschen Mittelalter zurück, aus dessen Leistungen sie ihre Antriebe gewinnt. Der Kaisergedanke, das höfische Leben, die gotischen Dome, der Wunderglaube werden in ihren Schöpfungen lebendig. Die deutsche Sprache erfährt jetzt ihre letzte Vollendung, ihr Studium weitet die wissenschaftliche Forschung zur vergleichenden Sprachwissenschaft. Die Romantik erfüllt auch Malerei und Musik. Sie bleibt nicht beim deutschen Mittelalter stehen, sondern wendet ihren Blick zum romanischen Süden und zur Märchenwelt des Orients. Auch ein religiös-mystischer Zug ist unverkennbar; von der Liturgie und Musik der katholischen Kirche fühlt sie sich angezogen. Die Form, in der sie ihre Stoffe und Ideen übermittelt, ist überwiegend die erzählende, Roman und Novelle. Zuweilen wird darin die persönliche Eigenart überbetont, das Gefühl übersteigert; viele Romane sind nach guten Anfängen unvollendet geblieben.

Gewöhnlich unterscheiden wir eine ältere Romantik, vertreten durch die Gebrüder Schlegel, Novalis und Tieck, und eine jüngere, deren Hauptvertreter Eichendorff ist. Ihre größte Tat ist die erste deutsche Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn". Als einziger Dramatiker der Romantik erscheint Kleist, während der Österreicher Grillparzer in Klassik und Romantik zugleich wurzelt und den Realismus vorbereitet. Zwischen den genannten Erscheinungsformen der Romantik steht die patriotische Lyrik der Befreiungskriege: Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert. Man spricht auch von einer schwäbischen Romantik: Uhland, Kerner, Hauff und Schwab.

Der poetische Realismus

beginnt nach 1830 und wirkt bis in die achtziger Jahre hinein. Hegels Staatsphilosophie, die materialistische Richtung Feuerbachs und der Pessimismus Schopenhauers führten im Verein mit den Naturwissenschaften eine Wendung zur Wirklichkeit herbei. Sie wird eingeleitet durch das „Junge Deutschland" in den dreißiger Jahren und setzt sich in der politischen Lyrik der vierziger fort. Da mahnt Hoffmann von Fallersleben zur Einigkeit, Schneckenburger ruft zur „Wacht am Rhein" auf, Chemnitz dichtet sein „Schleswig-Holstein meerumschlungen". Freiligrath grüßt das künftige Deutschland. Abseits der Politik aber erblüht ohne scharfe Schei-

dung von der Romantik eine formsichere, gehaltvolle Lyrik mit Lenau, Mörike und Annette von Droste-Hülshoff; romantische Neigungen verraten besonders K. Simrock, F. W. Weber und der Münchener Dichterkreis. Eine neue Blüte der deutschen Prosa wird eingeleitet durch den Schweizer Jeremias Gotthelf, den Württemberger Berthold Auerbach und den Österreicher Adalbert Stifter.

Die Blütezeit des Realismus liegt zwischen 1848 und 1870, und zwar in der Erzählung (Storm, Freytag, Riehl, Reuter, Scheffel, Keller, Raabe, Hermann Kurz, Melchior Meyr) und im Drama (Ludwig, Hebbel). In sie klingen auch die Tondichtungen des bedeutendsten Musikdramatikers des Jahrhunderts, Richard Wagners, hinein. Den ausgehenden Realismus verkörpern C. F. Meyer, Marie v. Ebner-Eschenbach, Fontane und Rossegger; eigene Wege geht Wilhelm Busch.

5. Vom Naturalismus zur Gegenwart

Schon in der Zeit des poetischen Realismus machte sich ein Einschlag materialistischer Lebensauffassung geltend: Verneinung des Geistes, Überbetonung der nackten Wirklichkeit, Einstellung aufs Diesseits. Bezeichnend für die Denkweise des ausgehenden Jahrhunderts ist Friedrich Nietzsche (1844—1900). Seine vielfach pessimistischen Thesen blieben jedoch nicht unwidersprochen. Schließlich zeigte sich um die Jahrhundertwende ein Umschwung zu neuem Idealismus, der u. a. aus Julius Langbehns (1851—1907) Forderung nach Charakter- und Herzensbildung spricht.

Im Schrifttum spiegeln sich diese Strömungen und Wandlungen. Die „Jungen" der achtziger Jahre, die alles Geschehen auf natürliche Art zu erklären suchten und durch möglichst genaue Zeichnung der sichtbaren Umwelt und der Charaktere — die Dichtung wird zur Photographie des Lebens — der Dichtung neues Leben geben wollten, schufen das Programm des

Naturalismus.

Er leugnet vielfach höhere geistige Prinzipien, verdammt alle Schönfärberei und bevorzugt beinah das Häßliche, die Niederungen des Daseins in Natur und Leben. Die Weltanschauung des Sozialismus schimmert vielfach durch. Er verzichtet auf kunstvolle rhythmische und stilistische Wirkung, eine nüchterne Technik der Gestaltungsform hebt an, Augenblicksschilderungen werden bevorzugt. Ausländische Dichter (Zola, Ibsen, Tolstoi, Dostojewski) sind die Vorbilder. Als Führer der „Jungen" gilt Arno Holz, ihr Bannerträger wird bald der Unterfranke Michael Gg. Conrad. Der Roman, vielfach Entwicklungsroman, findet außerdem in Johannes Schlaf, Hermann Sudermann, Friedrich Lienhard, Otto Julius Bierbaum, Carl Hauptmann, Otto Ernst und

Friedrich Huch bedeutende Vertreter. Das Bestreben, das getreue Abbild der Außenwelt zu geben, rückt die Heimat in den Kreis ihrer Beobachtung.

Holz strebt auch die Lyrik durch natürlichen Sprachrhythmus neu zu beleben; seine Weggenossen sind zeitweise Hermann Bahr (1863—1935), Joh. Schlaf und Cäsar Flaischlen. Im Drama, vertreten vor allem durch Gerhart Hauptmann, Sudermann, Max Halbe und Ludwig Thoma, bestimmen Vererbung und Umwelt das Schicksal des Menschen; Heldentum im bisherigen Sinn gibt es nicht mehr. Der Bau der Stücke ist meist recht locker.

Der Impressionismus

stellt die Weiterentwicklung des Naturalismus nach der Jahrhundertwende dar. Diese Kunstrichtung der Reizempfänglichkeit nimmt ihren Ausgang von der Malerei: hinter der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung tritt das Geistige zurück. Licht und Farbe beherrschen das Bild. Demgemäß will auch die Dichtkunst durch Eindrücke (Impressionen) wirken, seien sie klanglich oder optisch oder durch Vermischung verschiedener Sinneswahrnehmungen gesteigert (Synästhesien). Auf das Gedankliche wird weniger Gewicht gelegt als auf Sprachmusik, Reichtum der Bilder und Farben; man sagt übertreibend, die Impressionisten hätten uns erst sehen und hören gelehrt. So tritt statt der vom Naturalismus bevorzugten dramatischen Dichtung mehr die Lyrik in den Vordergrund; sie stellt die flüchtigen Stimmungen dar (Liliencron, Gustav Falke, Börries v. Münchhausen). Träger solcher Empfindungen und Zustände kann nicht der Mensch der Masse sein, sondern nur der einzelne, gesonderte, der vornehme Mensch. Seine Seelenstimmung erforscht man (Graf Eduard Keyserling, Bernhard Kellermann), verklärt den rauhen Alltag ins Schöne und Festliche, träumt von Vergangenheit, von Mittelalter und Ferne, wird also wieder zum Romantiker.

Diese Bevorzugung des Traumhaften und Unbestimmten wird zuweilen als Kraftlosigkeit empfunden. Wiederum wirken Anregungen von außen bestimmend ein (Beaudelaire, Prudhomme, Wilde, Jakobsen, Maeterlinck). Man nennt diese Strömung

Symbolismus,

weil die Regungen der Seele, Geistiges und Metaphysisches durch Bilder, Vergleiche, Symbole veranschaulicht werden. Der auch oft gebrauchte Name „Neuromantik" bezeichnet mehr das Streben vom krassen Naturalismus hinweg zu einer idealistischen Weltanschauung. Erhaben und geheimnisvoll, verstandesmäßig nicht leicht zu erfassen, findet der

neue Stil sein eigentliches Betätigungsfeld in der Lyrik, bei Stefan George und seinen Freunden, ferner bei Rilke; mehr oder weniger unter seinem Einfluß stehen Dehmel, Nietzsche, Bahr, Dauthendey und Hesse, weiterhin die Romandichtungen von Jakob Wassermann, Thomas Mann, Ricarda Huch, Karl Spitteler. Im Drama findet der Symbolismus Eingang durch Gerhart Hauptmann („Versunkene Glocke"), Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler, Eduard Stucken. Auch von dieser romantischen Neigung führt ein Weg zum Heimatroman, dessen bedeutende Vertreter Paul Keller, Frenssen, Stehr, Hansjakob, Federer, Zahn, Heer und in der Gegenwart Peter Dörfler sind.

Der Expressionismus

besiegelt die Überwindung des Materialismus. Die Ausdruckskunst bedeutet einen Notschrei des durch Kultur und Technik gedrückten Menschen, der im Ringen mit dieser Welt nichts anderes als sich selbst ausdrücken will. Damit stellt sie das innere Erlebnis über das äußere Leben. Als Vorläufer können wir Heinrich Mann und Meyrink bezeichnen; Wortführer sind Johannes R. Becher, Stephan Zweig und Kasimir Edschmid (geboren 1890). Er kennt nur ein umspannendes Weltgefühl, das Dauernde, Allgemeine, Zeitlose tritt in den Vordergrund. Raum und Zeit sind nicht wirklich, sondern nur Formen. Der Expressionist sucht nicht die Erscheinungen, sondern die Idee, das Erlebnis. Es gelingen ihm Gedichte von ergreifender Wärme und Echtheit des Gefühls. Aber auch ein stark revolutionärer Zug kennzeichnet diese Richtung; die Volksredner nach dem ersten Weltkrieg sind nicht ganz unbeeinflußt von ihr. Man verkündigte mit der Zerstörung des Alten eine neue Menschheitsepoche (wie der Naturalismus wählt man gern die Nachtseiten des Lebens als Stoff), die Gemeinschaft soll die Gesellschaft ablösen. Die gewohnte Sprache befriedigt vielfach nicht mehr; willkürliche Neubildungen rollender Riesenworte stehen ohne Bindung nebeneinander, Wörter gleichen Stammes werden gehäuft.

Dieses Streben wurde so radikal, daß man sich bei manchem dieser Dichter fragt, ob das noch Poesie sei. „Dadaismus" (das Kind sagt Dada = Vater) hat man diese Übersteigerung genannt und für die Verstiegenheit einzelner Expressionisten noch allerlei Sonderbezeichnungen geprägt.
Der Expressionismus äußerte sich am reinsten in der Lyrik. Dies bekunden besonders Becher, Stadler, Trakl und die Arbeiterdichter Zech, Lersch und Bröger. An dramatischen Begabungen treten hervor Frank Wedekind, Fritz v. Unruh, Franz Werfel. Massen zu gewinnen, gelang Walter Hasenclever mit seinen aufreizenden Versen.

Da die Erfolge des Expressionismus seinen eigenen stolzen Forderungen nicht entsprachen, wandten sich die Blicke bald wieder zur Natürlichkeit und Wirklichkeit. Für diese Strömung hat man die Bezeichnung

gefunden oder auch wegen des Strebens nach geistig-seelischer Vertiefung der Lebensvorgänge und ihres Trachtens über den harten Alltag hinaus zu Höherem: „beseelte Sachlichkeit". Dieses Suchen nach Ausgleich zwischen Natur und Geist brachte bereits Ansätze zu einer neuen Epoche unseres Schrifttums: zunächst in Erzählung und Roman, in denen Heimatverbundenheit, volksdeutsche Anliegen und das große Weltgeschehen mit sicherer Hand gestaltet werden, etwa von Wilhelm Schäfer (Anekdote), Hanns Frank, Friedrich Giese, Hanns Fr. Blunck, Gg. Britting, Jos. Martin Bauer, Hans Grimm, Ernst Wiechert, Hans Carossa. An Lyrikern können genannt werden v. d. Vring, v. Hatzfeld und Hausmann. Das neue Schauspiel tritt uns in dem Legendenspiel von Max Mell, in dem historischen Schauspiel von Götz und Ortner und in dem Zeit- und Lehrstück von Bruckner, Friedrich Wolf und Günther Weisenborn entgegen.

Der Nationalsozialismus hat diese Entwicklung unterbrochen, konnte aber keine neue Epoche einleiten, da er die Kräfte der Seele außer Acht ließ.



Betender Germane (Römische Bronzedarstellung von einem Pferdeschmuck) Paris, Nationalbibliothek

Götterlieder.

Wie fast stets in der Frühzeit der Völker sind auch bei unseren germanischen Ahnen die Anfänge der Dichtkunst mit kultischen Handlungen verknüpft; nach den Berichten der römischen Geschichtsschreiber sangen sie zu Ehren ihrer Götter, z. B. des Mannus, in deren Heiligtümern im Waldesdunkel ernste und frohe Lieder im Chor. Solche Lieder gaben den politisch getrennten Germanenstämmen eine gewisse Einheit; sie wurden bei Festen und Opfern gesungen, auch vor der Schlacht, für die sie Ansporn sein sollten. Sie pflanzten sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fort; erst später wurde, was nicht mit dem Heidentum zugrunde gegangen war, aufgezeichnet. Im Norden verwoben sich die Göttergesänge mit langlebigen erzählenden Liedern, die im 12. Jahrhundert von dem gelehrten Isländer Sämund Sigfusson in der wertvollen Handschrift der sog. älteren Edda (= Buch von Oddi) vereinigt wurden. (Die jüngere Edda von Snorri Sturluson ist eine Art Dichtungslehre für Skalden aus dem 13. Jahrhundert.) Da finden wir etwa das Thrymlied (Thor gewinnt seinen von Thrym geraubten Hammer wieder), das Hymirlied (ein Abenteuer Thors mit dem Riesen Hymir) und die Völuspa (der Wala Weissagung), um 950 auf Island entstanden. Die Seherin kündet in Odins Auftrag den Menschen von Weltschöpfung, Götterschuld und -untergang und neuem Werden. Sie beginnt: „Leihet dem Liede lautlos Andacht, hohe und niedere Heimdallssprossen, Walvaters Werke will ich künden, Vorzeitmären des Menschengeschlechtes, deren als ältester ich mich erinnere ... Im Urzeitalter, als Ymir gewaltet, war nicht Sand noch See noch kühle Salzflut, nicht Erde vorhanden."



Nordischer Krieger
aus dem 4. Jahrhundert n. Chr.

Heldenlieder.

Jugendkraft und Kampfeslust der Germanen haben viele tapfere Männer und Recken hervorgebracht. Ihre Taten und Leiden boten Stoff zu Heldenliedern. Sie sind aber nur in Bruchstücken oder in Prosabearbeitungen späterer Zeit auf uns gekommen. Aus der Zeit vor der Völkerwanderung sind überhaupt keine mehr erhalten. Die besungenen Helden gehören den verschiedensten Stämmen an (z. B. Arminius, Siegfried, Dietrich von Bern, die Burgunderkönige, König Hettel, Beowulf, Wieland u. a.). Name und Ruhm des einen ist oft zu andern gewandert, um einzelne hat sich ein ganzer Kranz von Liedern gewoben, Geschichtliches und Mythisches wurde verschmolzen; diese Helden lebten auch dann noch im Lied, als ihr Volk andere Wohnsitze eingenommen hatte. Bezeichnend für den Volkscharakter aber ist es, daß nicht so sehr der äußere Kampf in den meist tragischen Liedern geschildert wird wie vielmehr seelische Vorgänge, die vor allem um den Ehrbegriff kreisen. Meist in der Form des Zwiegesprächs sind die Ereignisse in Kurzzeilen zu schöner Dichtung gebunden, im Umfang gleichen sie unsern Volksliedballaden. Das einzige auf deutschem Sprachgebiet erhaltene Heldenlied ist das Hildebrandlied (vielleicht im 7. Jahrhundert entstanden), das um 800 im Kloster Fulda von zwei Mönchen aufgezeichnet wurde. Es erzählt, wie der alte Hildebrand, der treue Waffengefährte des Ostgotenkönigs Theoderich, mit seinem Sohn Hadubrand kämpft, weil es die Ehre verlangt. Das erhaltene Bruchstück endet mit dem Schwertkampf, wahrscheinlich ist der Vater gezwungen, seinen Sohn zu töten.

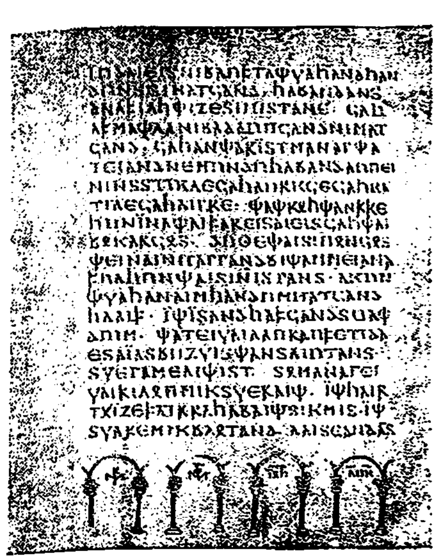
Runenstein mit Darstellung eines Reiters

Zaubersprüche.

Älteste Erzeugnisse germanischer Dichtung sind auch die Kurzgedichte, die meist durch den Stabreim (Alliteration) gebunden waren und wahrscheinlich bei feierlichen Handlungen mit Musikbegleitung vorgetragen wurden. Sie sollten wohl dem Gebet oder Opfer, der Weissagung und Rechtsprechung besondere Weihe geben. Auch Sprüche, die Wissen und Lebensweisheit vermitteln sollten, Segensformeln und Liebesschwüre, besonders aber Zauberverse, wodurch man Krankheit, Not und Gefahr zu bannen oder dem Feind zu schaden hoffte, wurden in rhythmisch gehobener Sprache dargeboten. Soweit sie erhalten blieben, sind sie in Runen (Nordendorfer Metallspange) oder Schrift aufgezeichnet. Besonders in den Zauberversen, im Zauberlied haben wir Zeugnisse unberührten alten Götterglaubens, wie es uns die 1841 in der Dombibliothek zu Merseburg aufgefundenen „Merseburger Zaubersprüche" dartun. Sie sind im 10. Jahrhundert aufgezeichnet, gehen aber wohl in die urgermanische Zeit zurück. Sie bestehen aus der Erzählung eines Vorgangs (. spell) und dem geflüsterten Spruch (· galster). Der erste Spruch will einen Gefangenen von seinen Fesseln befreien, er schließt: „Entspring den Haftbanden, entfahre den Feinden". Mit dem zweiten Spruch soll der verrenkte Fuß eines Pferdes geheilt werden; es wird erzählt, wie Baldurs Fohlen einen Fuß verrenkte und wie ihn Wodan mit höchstem Zauber besprach:

bên zi bena,
bluot zi bluoda,
lid zi geliden,
sôse gelîmida sîn,

(Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt wären).



Erste Seite aus dem Codex argenteus des Wulfila Universitätsbibliothek Upsala

Wulfila (311—383).

Die Goten, einer der edelsten Germanenstämme, hatten sich im 2. Jahrhundert n. Chr. am Nordrand des Schwarzen Meeres niedergelassen und waren so Nachbarn des römischen Reiches und der griechischen Kultur geworden. Als erster Germanenstamm wurden sie mit dem Christentum bekannt. Aus der Berührung mit der antiken Welt entstand bei ihnen das Runenalphabet. Hier unternahm es nun der westgotische Bischof Wulfila (Wölflein), der Sohn eines gotischen Vaters und einer griechischen Mutter, die Hl. Schrift aus dem Griechischen in die Sprache seines Volkes zu übertragen. Nur die Bücher der Könige ließ er unübersetzt, um nicht den kriegerischen Geist seines Volkes durch sie noch mehr aufzustacheln. So erhob er die Sprache seines Stammes, eines ostgermanischen Bauernvolks, zur Literatursprache. Seine Schöpfung ist als Zeugnis des altdeutschen Schrifttums von sehr großem Wert, sie ist das älteste Denkmal der germanischen Literatur. Leider ist auch dieses Denkmal nur in Bruchstücken auf uns gekommen. Die vollständige Handschrift ist der Silberne Kodex (codex argenteus), in Silberschrift auf purpurfarbenes Pergament geschrieben. Er wurde im 16. Jahrhundert in der Abtei Werden a. d. Ruhr aufgefunden, kam 1648 nach Schweden und ist jetzt dort in der Universitätsstadt Upsala aufbewahrt. Schönheit und Klang dieser germanischen Mundart zeigt sich schon im Vaterunser: „Atta unsar thu in himinam weihnai namô thein. qvimai thiudinassus theins . . " Wulfila, der Wortführer des arianischen Christentums, starb, durch Schicksalsschläge erschüttert, als die Hunnen die Völkerwanderung einleiteten.

De poeta.
Dat gafregin ih mit firahim
firi uuizzo meista. Dat ero ni
uuas noh ufhimil. noh paum
noh pereg ni uuas. ni noh heinig
noh sunna ni stein. noh mano
ni liuhta. noh der mareo seo.
Do dar niuuiht ni uuas enteo
ni uuenteo. ⁊ do uuas der eino
almahtico cot. manno miltisto.
⁊ dar uuarun auh manake mit
inan. cootlihhe geista. ⁊ cot
heilac. Cot almahtico du
himil ⁊ erda gauuorahtos.

Wessobrunner Gebet
Staatsbibliothek München

Wessobrunner Gebet.

Die Bekehrung zum Christentum hat im Schrifttum einen einschneidenden Wandel gebracht. Von nun an wurden die Germanen von der griechisch-römischen Kultur stark angezogen. Mönche und Weltgeistliche wurden Träger der Literatur und prägten ihre Weltanschauung den literarischen Erzeugnissen auf. Wir sprechen daher von einem geistlich-christlichen Zeitalter der deutschen Dichtung. Bei ihrer Bekehrungsarbeit gebrauchten die Geistlichen die Sprache des Volks und den Stabreim, um ihm christliche Wahrheiten näherzubringen. Dies zeigt uns das Wessobrunner Gebet, eine kurze Dichtung, die im oberbayerischen Kloster Wessobrunn bei Weilheim aufgefunden wurde. Einem Gebet in Prosa sind zwei kurze Versabschnitte vorangestellt, die vielleicht eine Dichtung von der Weltschöpfung einleiten sollten. Ein gelehrter Geistlicher hat um 800 dieses Gedicht in bayerischer Mundart vielleicht nach einer Vorlage aufgeschrieben; es beginnt:

*Dat gafregin ih mit firahim firivvizzo meista
Das erfragte ich unter den Menschen (als) der Wunder größtes,
*dat ero ni uuas noh ufhimil,
daß Erde nicht war noch Oberhimmel
*noh paum noh pereg ni uuas . . .
noch Baum noch Berg nicht war.

Im Gegensatz zu dieser christlichen Auffassung der Weltschöpfung wird uns im **Muspilli** der letzte, vernichtende Weltenbrand mit heidnischen Anklängen geschildert. Trotz großer Ähnlichkeit mit der germanischen Lieddichtung spürt man einen leisen Verfall.

Aus dem Codex Cottonianus des „Heliand" Britisches Museum London

Heliand.

Der Sachsenmission diente wohl das groß angelegte Epos „Der Heliand" (Heiland), das in niedersächsischer Sprache in etwa 6000 Versen das Leben Jesu nach den vier Evangelien dichterisch erzählt. Der gelehrte geistliche Dichter, selbst ein Sachse, unternimmt es auf Veranlassung Ludwigs des Frommen um das Jahr 830, seinen kaum bekehrten Volksgenossen die Heilswahrheiten des Christentums anschaulich in heimischen Gedankengängen nahezubringen. Er überträgt das heilige Geschehen in deutsches Land, auf deutsche Kulturverhältnisse. Christus erscheint als starker und milder Volkskönig, der mit seinen Gefolgsmannen, den Aposteln, durch die Lande zieht, um sein Volk zu erlösen. Jugendliche Ideale wie Mut, Kampf, Gefolgstreue stehen im Vordergrund, während manch christlicher Grundsatz, für den die Sachsen noch nicht aufnahmefähig waren, verblaßt. Doch wird der Kern der christlichen Lehre, namentlich der Bergpredigt, nirgends verkümmert. Ausdrücke wie der Waltende, der Himmelswart, der Landeswart, die Edelinge, der Schwertdegen Petrus, der Schwertbiß, das heißgrimme Herz zeigen Kraft und Farbe der Sprache und geben ein Kulturbild. Die altgermanische Langzeile mit Alliteration ist die künstlerische Form des Werkes, von dem wir zwei Handschriften (eine in München) besitzen. Es ist das große Denkmal deutscher Stabreimkunst. Hier der Anfang der oben abgebildeten Textseite:

Thuo warth thin tid cuman	Da war die Zeit gekommen,
the thar gitald habdun	die da gezählt hatten
wisa man mid wordun	weise Männer mit Worten,
that scolda thena wih godas	daß sollte den Tempel Gottes
Zacharias bisehan.	Zacharias besorgen.



Einzug Jesu in Jerusalem (Otfried Handschrift der Hofbibliothek zu Wien)

Otfried von Weißenburg (um 865).

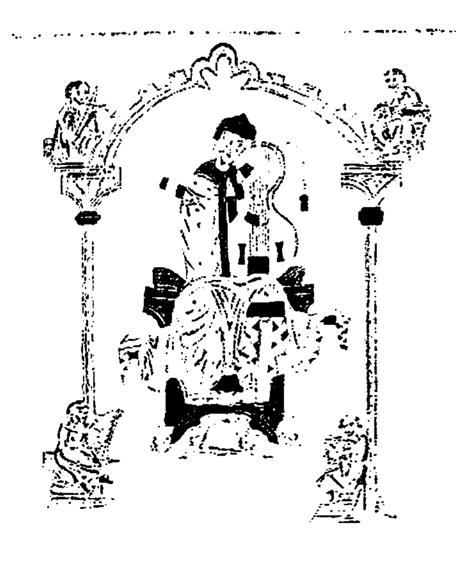
Der Einführung und Vertiefung der christlichen Lehre wollte noch eine zweite ahd. Dichtung dienen, in rheinfränkischer Mundart geschrieben, etwa 40 Jahre jünger als der Heliand: das E v a n g e l i e n b u c h (Liber evangeliorum theodisce conscriptus) oder die Evangelienharmonie des Otfried, eines Mönches des Klosters Weißenburg im Elsaß. Er ist der erste Meister unseres Schrifttums, dessen Namen wir kennen.

Die Grundlage für unseren Dichter, der eine vorzügliche Ausbildung durch Rhabanus Maurus im Kloster Fulda erhalten hatte, ist die gleiche wie für seinen Vorgänger: die Heilswahrheit der Evangelien überträgt er in seine klangreiche Muttersprache. Das Werk ist mehr Predigt als Epos. Es ist in fünf Abschnitte eingeteilt, weil es die fünf Sinne des Menschen erfassen und vervollkommnen will. Zwischen den einzelnen Kapiteln sind symbolisch-mystische, auch moralische Erklärungen eingestreut, die das Erzählte im Sinn der Zeitauffassung auslegen. Otfried erfreut durch gemütvolle Wärme, eigenartige Eingebungen und tiefen Glauben.

Die große und bleibende Bedeutung des Werkes für das deutsche Schrifttum liegt darin, daß hier zum erstenmal an die Stelle des Stabreims (Alliteration) der aus der lateinischen Hymnendichtung stammende E n d r e i m tritt; er wird richtungweisend für die Zukunft der deutschen Dichtung. Wir besitzen vier Fassungen dieses bedeutungsvollen Werkes.

Sprachprobe:

„Wolaga elilenti harto bistu herti,
thu bist harte filu suar, thaz sage ich thir in alawar.
mit arabeitin werbent thie heiminges tharbent;
(In Mühsalen leben, die der Heimat entbehren.)



König David
Aus Notkers Psalter
in der Stiftsbibliothek
zu St. Gallen

Das Waltharilied. — Notker der Deutsche (952—1022).

Die verheißungsvollen Ansätze deutscher Dichtung wurden wieder verschüttet, als die Bekehrung der Germanen durchgeführt und durch die Politik Otto I. (936—973) eine enge Verbindung mit dem Land der Antike angeknüpft war. Man dichtete nicht mehr für das breite Volk, sondern für Gebildete; zwei Jahrhunderte lang beherrschte wieder das Latein die deutsche Dichtung. So bringt auch der Mönch Ekkehard I. von St. Gallen um 930 offenbar im Auftrag seines Lehrers Gerald das alte deutsche Heldenlied von Walther und Hildegunde in lateinische Hexameter. Aber die frische Ursprünglichkeit der Erstdichtung macht es trotzdem zu einem der besten Erzeugnisse des althochdeutschen Schrifttums. Die beiden Fürstenkinder entfliehen vom Hof des Hunnenkönigs Etzel ins Westgotenland, haben aber im Wasgenwald einen schweren Kampf mit den Burgunden zu bestehen, in dem selbst Hagen nicht obsiegen kann.

Dabei wird in das Bild des Helden manch christlicher Zug eingeflochten.

Jahrzehnte später wirkte in der Klosterschule zu St. Gallen ein Meister der lateinischen Sprache und doch ein Förderer deutschen Schrifttums. Er erkennt, daß man in der Muttersprache schneller und klarer erfaßt, als in einer fremden, und übersetzt deshalb kirchliche und philosophische Schriften ins Deutsche, schreibt über Rhetorik, Logik und Musik, teils deutsch, teils mit deutschen Einschaltungen und erschließt so seinen Zeitgenossen Denkmäler der lateinischen Literatur.

Aus ähnlichen Überlegungen übersetzte um 1065 Abt Williram von Ebersberg (Obb.) das Hohe Lied. Solche Schöpfungen führten nach und nach die deutsche Sprache in die Dichtkunst ein, doch war noch ein weiter Weg bis zu ihrem Sieg über das Latein.



Schreibender Mönch, Ende des 15. Jahrhunderts

Ruodlieb.

Zur deutschen Dichtung im Kleid lateinischer Hexameter gehört auch der von einem Mönch des Klosters Tegernsee um 1030 gedichtete „R u o d l i e b" (leider nur in Bruchstükken erhalten). Das wechselvolle Schicksal des Helden ist hier frei erfunden, so daß man das Werk auch als ältesten Ritterroman bezeichnet, zumal sich ein Teil der Erlebnisse im märchenhaften Morgenland abspielt.

Der junge Ruodlieb verläßt Mutter und Heimat, um in ritterlichen Taten Ruhm zu erwerben. Beim König von Ägypten kommt er zu hoher Gunst. Als ihn Heimweh fortzieht, läßt ihn der König zum Lohn seiner Dienste zwischen reichen Schätzen und zwölf Weisheitsregeln wählen. Ruodlieb entscheidet sich für diese und sie sind ihm schon auf dem Heimweg von großem Nutzen. In zwei Brotlaiben bekommt er auch das verschmähte Gold mit. Der letzte Teil des Gedichts gehört der deutschen Heldensage an: wir erfahren noch von Ruodliebs erfolgreicher Brautwerbung um die Königstochter Heriburg und seinem Abenteuer mit einem reichen Zwerg.

Der Dichter ist ein guter Kenner des deutschen Volkslebens. Er führt uns an den Hof des Königs, auf die Burg des Ritters, auf den Dorfanger und zum fahrenden Volk auf die Landstraße und gibt ein farbenreiches Kulturbild, das in die ritterliche Zeit vorausweist.

Hundert Jahre früher war die Ecbasis cuiusdam captivi entstanden, ein Tierepos, das die Abenteuer eines entsprungenen Kälbchens erzählt, um für ein Menschenschicksal Verständnis zu wecken. Zum ersten Mal treten Tiere mit menschlichen Eigenschaften auf.

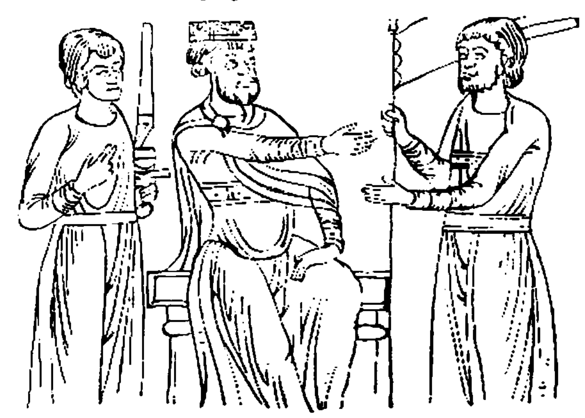


Konrad Celtes überreicht dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen die Werke der Roswitha (Holzschnitt nach A. Dürer)

Roswitha und Ava.

In dem braunschweigischen Kloster Gandersheim lebte im 10. Jahrhundert eine Nonne aus niedersächsischem Adel, Roswitha (Hrosuitha) etwa von 930—1002. Sie ist die erste mit Namen bekannte deutsche Frau, die lateinisch dichtete. Aber auch sie verleugnet ihr deutsches Empfinden nicht. Nach dem Vorbild des römischen Dichters Terenz schrieb sie dramatische Dichtungen in gefälliger Prosa oder zwanglosen Versen, die freilich mehr Wechselgespräche als Dramen darstellen. Darin verherrlicht sie mit Vorliebe die Tugend christlicher Jungfrauen, manchmal mit unbefangen deutlicher Schilderung des Lasters. Von ihrer Ätissin Gerberga aufgefordert, verfaßte sie ein Lobgedicht auf Kaiser Otto I. und die Taten der Ottonen, das ihr ganzes Können offenbart. Auch die Gründung ihres Klosters besang sie und feierte verschiedene Heilige in Gesang und Legende. Der fränkische Humanist Konrad Celtes (1459—1508) hat ihre Werke wieder entdeckt.

Ihr Gegenstück ist die Klausnerin Ava, gestorben 1127 zu Göttweig in Österreich, die erste bekannte Frau, die deutsche Verse verfaßte. Sie behandelt in schmucklosen, aber warmempfundenen Reimversen einen Zyklus kurzer geistlicher Gedichte, das Leben Jesu und der Apostel, das Wirken des Hl. Geistes und des Antichrist. Die Wärme ihrer religiösen Empfindungen übersteigt ihr dichterisches Gestaltungsvermögen. Sie beweist aber, wie bereits dem Zeitgeist durch den Gebrauch der deutschen Sprache Zugeständnisse gemacht wurden. So erstarkt nach und nach, durch das politische Weltgeschehen gefördert, auch das deutsche Schrifttum wieder.



Aus dem Rolandslied

Rolandslied.

Auch die Geistlichen trugen dem Zug der Zeit zu deutscher Sage und Geschichte Rechnung, zumal die verjüngte Form der deutschen Sprache, das Mittelhochdeutsche, eine leichtere und geschmeidigere Versbehandlung zuließ. Die Kreuzzüge eröffnen zugleich den Blick in eine neue, fremdartige Welt. Die harten Kämpfe und wechselvollen Abenteuer, die üppige Farbenpracht und die Geheimnisse des Orients bieten der Phantasie und Laune eine Überfülle ernster und heiterer Gegenstände. Diese neuen Erlebnisse umgibt man noch mit dem Zauber der Sage, indem man sie in die Zeit Karls d. Gr. zurückverlegt. So besingt das Rolandslied, um 1130 nach einer französischen Vorlage bearbeitet, die Heldentaten und den Tod Rolands im Kampf mit den Sarazenen im Pyrenäental von Roncesvalles. Wie der Heiland von den Aposteln begleitet, zieht Karl mit seinen Rittern gegen die Heiden in Spanien. Auf einem Feldzug gegen König Marsili verrät Ganelun den Kaiser; sein Neffe Roland, der die Nachhut führt, wird überfallen und nach verzweifeltem Widerstand überwunden. Sterbend stößt er in sein Hifthorn Olifant, der herbeieilende Kaiser rächt den Verrat.

Die kühnen Gestalten dieses wertvollen, farbenfrischen Werkes, das eine eigene Phantasie auszeichnet, sind nicht karolingische Helden, sondern echte Kinder der Zeit des Verfassers. Dieser ist der Priester Konrad (Chuonrat) von Regensburg, der die von seinem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern aus Frankreich mitgebrachte Quelle nach seiner Art und Denkweise umgestaltete. Die Dichtung ist eines der wichtigsten Denkmäler der vorhöfischen Zeit.



Die Spielmannsdichtung (10.—12. Jahrhundert).

Als Vorläufer der ersten deutschen Literaturblüte entwickelte sich im Wettbewerb mit dem Dichten der Geistlichen die sog. Spielmannsdichtung: Leute aus dem Volk oder dem verarmten Adel trugen als „Fahrende" auf Burgen und Dorfangern Lieder vor. Schon im 11. Jahrhundert blühten sie überall, am meisten in Tirol. Die Kreuzzüge bereicherten Stoffwahl und Anschauungsweise durch morgenländische Einflüsse.

Besonders lag den Spielleuten das knapp erzählende Lied, dessen Rahmen aber dann die einheimischen und fremden Stoffe sprengten; den Balladensang löste das Epos, den freien Vortrag das Vorlesen ab. Kennzeichnend ist „König Rother", um 1150 im bayerischen Mittelfranken entstanden, mit dem Hauptmotiv der Spielleute, der Brautwerbung (älteste Form die Thidrekssaga). Ein rheinischer Spielmann schuf um 1175 den „Herzog Ernst", wohl mehr für höfische Kreise. Wir erkennen deutlich zwei Teile: die aus geschichtlichen Ereignissen erwachsene Ernst-Sage und eine Kreuzfahrt ins Morgenland. Das rheinfränkische „St. Oswald"-Epos (um 1192) verschmilzt Brautwerbung und Fahrt ins Morgenland, das Gedicht vom „König Orendel" verbindet die Legende vom Hl. Rock mit einer Heldensage. Auch „Ornit", „Laurin", „Wolfdietrich und Hugdietrich" und viele andere Sänge aus dem Sagenkreis Dietrichs von Bern gehören hierher. Ein Lieblingsgebiet der Fahrenden ist das Tierepos (um 1180 verfaßte Heinrich der Glichesaere im Elsaß das Fuchsgedicht Isengrines not, die Keimzelle des Reineke Fuchs) und die lehrhafte Spruchdichtung, worin sie Volksweisheit, Satire und Lebenserfahrung, teilweise märchenhaft ausgeschmückt, niederlegten. Einer ihrer bekanntesten Vertreter ist der Spervogel. Hierher gehört auch die „Bescheidenheit des Freidank" (d. i. Lebensklugheit eines unabhängigen, ehrlichen Denkers), Lebensregeln in volkstümlich-anschaulichen kurzen Reimpaaren, z. B.:

1. Gote dienen âne wanc,
   deist aller wîsheit anevanc.
2. Swer got und die werlt kan
   behalten, derst ein saelic man.
3. Swen genüeget, des er hât,
   der is rîche, swiez ergât.



Trinkszene aus den Carmina Burana

Carmina Burana.

Der bayerische Sprachforscher A. Schmeller hat uns 1847 mit einer in München verwahrten Handschrift deutscher und deutsch-lateinischer Lieder bekannt gemacht, die im Kloster Benediktbeuren um 1225 nach älteren Vorlagen aufgezeichnet wurden; sie sind die wertvollste Hinterlassenschaft der „fahrenden Schüler" (Vaganten). Kirchliches, provençalisches, altfranzösisches Liedgut und die Antike waren ihnen Anregung und Vorbild. Weltanschauungs- und Schicksalsgemeinschaft verbinden die aus verschiedenen Nationen und Landschaften stammenden, vielfach theologisch gebildeten Menschen. Äußere Not, Streit mit geistlichen Obern oder auch einfach Unrast und Wissensdurst trieben sie, durch Mittel-, West- und Südeuropa zu wandern und mit ihrem vielfach lateinischen, oft auch drollig aus Deutsch und Latein gemischten Lied, um die Gunst des Volks zu werben. Sie preisen in buntem Wechsel Frühling, Liebe, Gottesmutter und Kreuzzugsidee, schwelgen in toller Kneipenstimmung und Erotik und schießen scharfe Pfeile auf geizige Laien und pflichtvergessene Geistliche. Im allgemeinen der Kirche ergeben, rühren sie doch zuweilen aus Spottlust an die Grenzen der Gotteslästerung. Der Bau der Verse wurde nicht durch das Versmaß, sondern durch die Musik bestimmt; die Vagantenzeile besteht aus einem Sieben- und einem Sechssilber. Um 1230 ist der Höhepunkt dieses Dichtens erreicht, es beginnt bald der Verfall. Die einzelnen Verfasser kennen wir nicht. Eine kleine Gruppe von Liedern, die Confessio Golliae (Beicht des Gollias), läßt auf eine Dichterpersönlichkeit schließen, die unter dem Namen des Archipoeta überliefert ist. Ein Lied dieser Gruppe ist der bis heute lebendige, von A. Bürger umgestaltete Studentensang:

„meum est propositum in taberna mori,
ubi vina proxima morientis ori.
tunc cantabunt laetius angelorum chori:
Deus sit propitius isti potatori."

In die folgende Zeit geht auch das alte Studentenlied „Gaudeamus igitur" zurück, die Umdichtung eines 1267 verfaßten kirchlichen Liedes von tiefernstem Inhalt.



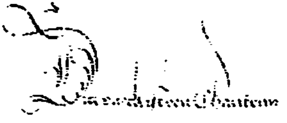
Wie Krimhild mit Etzel getraut wird
Miniatur aus der Hundeshagenschen Handschrift (Ende des 14. Jhr.), Staatsbibliothek Berlin

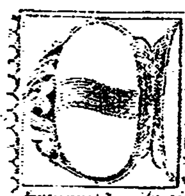
Nibelungenlied.

„Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von heleden lobebaeren. von grôzer arebeit:
von freude unt hôchgezîten. von weinen unde klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen."

In der ersten Blütezeit unserer Literatur, um 1200, wurde das deutsche Volks- und Nationalepos schlechthin, das Nibelungenlied, von einem Dichter unbekannten Namens auf bayerischem Boden in feste Form gegossen; vielgesungene Lieder mögen als Grundlage gedient haben, das Ganze aber ist aus einem einzigen großen Guß. Politische Vorgänge der Völkerwanderung sind mit heidnischen Sagen verwoben und in die Welt des christlichen Rittertums gestellt.

Siegfried, die an Baldur erinnernde Lichtgestalt, wirbt um die Königstochter der Burgunder Kriemhild und verstrickt sich um ihretwillen in Lug und Trug: er hilft König Gunther die Nordlandkönigin Brünhild gewinnen. Nach Jahren erfährt diese, daß nicht ihr Gatte, sondern Siegfried unter der Tarnkappe sie einst überwunden hat. Sie gewinnt zur Rache Hagen, der Siegfried auf der Jagd meuchlings tötet und den Nibelungenhort im Rhein versenkt, um Kriemhild die Mittel zur Rache zu rauben. Daher wird sie nach dreizehn Jahren des Hunnenkönigs Etzel Frau, um den Gatten an ihrer eigenen Sippe zu rächen. Als die Burgunder ihrer Einladung ins Hunnenland folgen, erfüllt sich an ihnen und an Kriemhild selbst ein furchtbares Schicksal. Das ganze Lied ist voll des tragischen Zwiespalts im Bewahren der Treue. Es ist in den Jahrhunderten seither immer wieder nachgestaltet und doch nie ausgeschöpft worden.





Anfang der „Kudrun"
Ambraser Handschrift
in Wien

Kudrunlied.

Dem Nibelungenlied, das fast ganz im Binnenland spielt, steht die Seemär gegenüber, das um 1240 entstandene, erst 1817 wiederentdeckte Kudrunlied, das in der sog. Ambraser Handschrift (um 1500) erhalten ist. Ein bayerischer Dichter hat es aus einem alten Heldenlied, der Hildesage, und aus Volksballaden geschöpft. Es behandelt erst das Leben des Großvaters, dann die Brautfahrt der Eltern und schließlich die Schicksale Kudruns selbst. Um die Hand der Tochter König Hetels von Friesland werben Herwig von Seeland und Hartmut von der Normandie. Kudrun schenkt ihr Herz dem tapferen Herwig; der abgewiesene Hartmut fällt in Friesland ein und raubt Kudrun und ihre Freundinnen. Zwar wird Hartmut von den von einer Fahrt zurückkehrenden Friesen noch gefaßt, aber den Kampf endet die Nacht und der Rückzug Hartmuts. Erst als ein neues Geschlecht herangewachsen ist, kann an Befreiung der Gefangenen gedacht werden. Inzwischen muß Kudrun niedere Magddienste verrichten. Sie zeigt sich dabei als stolze Jungfrau, die nicht klagt und bittet und ihrem Verlobten die Treue hält. Endlich naht der Tag der Erlösung; Herwig kommt als Vorbote, am Ring erkennen sich die Liebenden, aber nicht in heimlicher Flucht verläßt Kudrun die Fremde, sondern erst nach siegreichem Kampf und Frieden, den eine dreifache Hochzeit bekräftigt. So ist auch diese Dichtung ein hohes Lied der Treue. Hartmuts Ritterlichkeit und Kudruns edle Weiblichkeit lösen Kampf und Streit in Liebe auf.



Heinrich von Veldeke

Aus der großen Heidelberger Liederhandschrift

Heinrich von Veldeke (1180).

Am Eingang der höfischen Epik steht dieser Niederländer, der einem Ministerialengeschlecht im belgischen Limburg entstammte und um 1180 am Hof zu Cleve lebte.

Er war mit der ritterlichen Kultur Frankreichs wohlbekannt und schuf nach einer französischen Quelle sein Versepos „E n e i t“, eine Umdichtung der Äneide Virgils. Die alte Sage von dem aus dem brennenden Troja flüchtenden Äneas stellt er in die Welt des Rittertums. Seine neuschöpferische Tätigkeit erstreckt sich auch auf die künstlerische Form, auf Versbau, Versmaß und Reim. Die kurzen Reimpaare vierhebiger Verse mit nur einer Senkung und reinem Reim werden das stehende Versmaß des höfischen Epos; so ward die Dichtung richtunggebend. Veldeke forderte als erster Dichter die Mâze, die Gemessenheit, die für ihn nicht etwa bloß äußeren Firnis, sondern seelische Haltung bedeutet. Sein Verdienst ist es auch, die Forderung nach einer gemeindeutschen Dichtersprache tatkräftig vorangetrieben zu haben. Der Dichter selbst tritt noch ganz hinter sein Werk zurück.

Seine Dichtung hatte ihr eigenes Schicksal. Sie wurde dem Dichter bei der Hochzeit seiner Gönnerin, der Markgräfin von Cleve, mit dem Landgrafen Ludwig III. von Thüringen von dem Bruder des Bräutigams, Heinrich Raspe, entwendet und ihm erst nach dessen Tod 1183 zur Vollendung zurückgegeben.

Heinrich ist auch M i n n e s ä n g e r von erstaunlicher Gewandtheit. In Lebensweisheiten, Sittengeboten, Sinnsprüchen und Minneliedern zeigt er vollendete Sprachbeherrschung, Freude und Lebensbejahung und gewinnt so als Gesellschaftsdichter große Bedeutung.



Hartmann von Aue
Miniatur
aus der Weingartner
Liederhandschrift

Hartmann von Aue (1165—1220).

Wie das deutsche Rittertum selbst, war auch sein Dichten von Frankreich her beeinflußt. Von hier drang auch die Kunstform des groß angelegten Epos nach Deutschland. Sein erster Wegbereiter war hier, wie wir sahen, Heinrich von Veldeke. Weit selbständiger und bedeutender aber ist der schwäbische Ritter Hartmann von Aue. Er preist in zwei Ritterromanen, die den Versromanen des Franzosen Chrestiens de Troyes nachgebildet sind und den Sagenkreis des Königs Artus und seiner Tafelrunde in Deutschland einbürgern, die ritterlichen Ideale, besonders Ehre und Minne. Im „Erek" fesselt die Minne den jungen Königssohn ans Haus, er unterläßt es, auf Kampf und Abenteuer auszuziehen, im „Iwein" vergißt der Held vor lauter Abenteuerlust seine Pflicht gegen die Frauen. Eine kürzere Versdichtung „Gregorius auf dem Stein" behandelt den Ödipus-Stoff mit christlicher Lösung. Weit höheren sittlichen Rang ersteigt Hartmann mit seiner Dichtung „Der arme Heinrich", einer Erzählung aus seiner Familie. Heinrich, ein reicher und leichtlebiger Ritter, wird vom Aussatz befallen. Nichts kann ihn heilen als das Herzblut einer Jungfrau, die sich freiwillig opfert. Hadernd mit Gott und der Welt zieht sich Heinrich zu einem Hintersassen zurück und findet in dessen Tochter das Mädchen, das ihn rein und selbstlos liebt. In Salerno soll ein berühmter Arzt die Operation ausführen. Da kommt schließlich Heinrich die Einsicht, daß er sein Leiden selbst verschuldet habe und gerechterweise leide. Die Reue und Gottes wiedergewonnene Gnade lassen ihn gesunden, er kehrt heim und nimmt das opferbereite Mädchen zur Frau. Auch dieser Stoff hat immer wieder die Künstler angezogen, ohne je zu veralten oder sich zu erschöpfen.



Wolfram von Eschenbach
Miniatur aus der Großen
Heidelberger
(sog. Manessischen)
Liederhandschrift (14. Jh.)

Wolfram von Eschenbach (1170—1220).

Der bedeutendste Vertreter höfischer Dichtung, feinsinniger Gestalter ritterlichen Frohsinns und zugleich tiefer Denker und großer Menschenkenner, dabei der sprachgewaltigste Dichter seiner Zeit ist Wolfram von Eschenbach. An der Grenze des bayerischen und fränkischen Stammes stand seine Wiege. Nach wechselvollem Leben hat man ihn in der Frauenkirche zu Eschenbach (Mfr.) begraben. Seine Epen sind „Parzival", „Titurel" und der unvollendete „Willehalm". Mit seinem der Artus- und Gralsage zugehörigen Hauptwerk hat er die französische Vorlage weit übertroffen und mit einer sittlichen Idee erfüllt: „Der Mensch findet Frieden und Heil nur in Gott". Parzival aus dem Geschlecht der Gralskönige wird von seiner Mutter Herzeloide in der Waldeinsamkeit erzogen, damit er das Rittertum nicht kennenlerne, das seinem Vater frühen Tod gebracht hat. Als er aber eines Tages im Wald Rittern begegnet, ist er nicht mehr zu halten. Trotz eines Narrenkleids, das ihm die Mutter anzieht, hat er Erfolg. Ritter Gurnemanz lehrt ihn höfische Sitte, betont vor allem: „ir ensult niht vil gefragen!" Parzival kommt zur Gralsburg, unterläßt aber, die Sitte über menschliches Mitleid stellend, jede Frage nach dem Siechtum des Königs Amfortas und verscherzt so den Gral, das höchste Ziel des Ritters. Nach schweren Kämpfen und Irrungen erst findet er zur Gralsburg zurück, stellt die entscheidende Frage und wird zum Gralskönig erhoben. In seinem rastlosen Suchen verkörpert Parzival eine besondere Eigenschaft des mittelalterlichen deutschen Menschen. Die Dichtung kann man den ersten deutschen Entwicklungsroman nennen. Am Schluß wird in einer Art Ausblick die Mär vom Schwanenritter Loherangrin und seinem Frageverbot erzählt.

Gottfried von Straßburg

Miniatur

aus der Manessischen

Handschrift



Gottfried von Straßburg.

Unter den Epikern der Blütezeit ist Gottfried der Meister der künstlerischen Form, der sprachlichen Anmut, des feinen Schliffs. Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, daß er wahrscheinlich bürgerlicher Abstammung ist. Aus der Würdigung der zeitgenössischen Dichter im „Tristan" können wir auf seine Belesenheit schließen. Diesseitig gerichtet und heiterem Lebensgenuß huldigend, lehnt er seinen Zeitgenossen Wolfram ab. Er ist Kenner feinster Seelenempfindungen und recht eigentlich Sänger der Liebe, die er als göttliche Kraft preist. Das einzige von ihm erhaltene Epos „Tristan und Isolde" (entstanden um 1210) fußt auf einem wertvollen Versroman des Thomas von Bretagne, dessen Stoff keltischen Ursprungs ist. König Marke von Kurneval schickt seinen Neffen Tristan als Brautwerber zur Königstochter Isolde von Irland. Ein Zaubertrank soll den alten König und die junge Isolde verbinden. Durch Verwechslung trinken ihn jedoch Tristan und Isolde und werden von Leidenschaft zueinander erfaßt, so daß sie Marke hintergehen; beide werden vom Hof verbannt. Isolde kehrt später zurück, Tristan zieht auf Abenteuer, lernt eine andere Isolde kennen, kann aber die erste nicht vergessen. Gottfried hat das Werk nicht vollendet, wahrscheinlich aus inneren Gründen. Nach seinem Tod (um 1215) versuchten andere Dichter, z. B. Heinrich von Freiberg, dem Epos einen Abschluß zu geben. Der Stoff ist bis in unsere Tage immer wieder bearbeitet worden, am eindrucksvollsten in Richard Wagners Musikdrama, das alles epische Beiwerk abstreift.



Konrad seinem Schreiber diktierend
Aus der Manessischen Liederhandschrift

Konrad von Würzburg († 1287 zu Basel).

Er lebt im Übergang vom Minne- zum Meistergesang: dem ritterlichen Dichten fehlen geneigte Fürsten und Bewunderer, dagegen weitet sich der geistige Horizont der Stadtbewohner, die sich zur Pflege der Kunst berufen fühlen. So lebt auch Konrad in der Stadt (Straßburg und Basel), ohne freilich seine fränkische Heimat und Sprache zu verleugnen, er ist der Lieblingsdichter geistlicher und bürgerlicher Kreise.

Für diesen Übergang ist kennzeichnend, daß das Erlebnis oft hinter Gelehrsamkeit zurücktritt, daß nicht der schöpferische Wurf, sondern der Wohlklang der Verse als das Wichtigste erscheint. Auch in der künstlerischen Gestaltung leitet Konrad eine neue Entwicklung ein. Nicht seine großen Werke wie der breit angelegte „Trojanische Krieg", sondern seine Kleinerzählungen wie „Otto mit dem Bart" oder „Engelhard und Engeltrud" und Legenden wie die Silvesterlegende rechtfertigen es, daß man ihn unseren frühesten Novellendichter genannt hat. Lyrik begleitet ihn durch sein ganzes Leben; seine „Goldene Schmiede" ist ein Stück frommer Mariendichtung.

Auch Rudolf von Ems († um 1250), der Verfasser einer überausführlichen Weltchronik, pflegte daneben die kurze Verserzählung; der „Gute Gerhard" hat als erste Dichtung einen Bürgersmann zum Helden. Volkstümliche Kurzgeschichten und Schwänke dichtet der Stricker, der um 1240 in Österreich lebt, die Rahmenerzählung vom „Pfaffen Amis" ähnelt dem späteren Eulenspiegel.

Neidhart von Reuental

Miniatur aus der

Manessischen Handschrift



Meier Helmbrecht.

Der reiche Bauernsohn Helmbrecht, durch Erzählungen vom Rittertum gefesselt, vermißt sich, selber Ritter zu werden, und fordert von seinem Vater Pferd und Ausrüstung dazu. Der Vater aber mahnt: „Laß ab von der Fahrt nach Hof, nimm den Pflug und bebaue das Feld!“ Der von Mutter und Schwester verwöhnte Sohn reitet trotzdem auf Abenteuer aus. Aber nicht Heldentaten vollbringt er, er schließt sich einem Raubritter an und lebt vom Unrecht an fremdem Gut. Als er wieder einmal heimkommt, verrät er großsprecherisch, was für eine Bewandtnis es mit seinem Rittertum hat. Dennoch vermag er seine Schwester Gotelind zu bewegen, ihm zu folgen und die Frau seines Freundes Lämmerschling zu werden. Als die große Hochzeit gefeiert wird, kommt auch schon der Richter mit seinen Schergen und hebt das Raubnest aus. Neun Spießgesellen müssen hängen. Helmbrecht als Zehnter wird geblendet und verstümmelt. Als Bettler kommt er vor seines Vaters Tür, die ihm aber jetzt verschlossen bleibt. Bauern hängen ihn schließlich an einem Baum auf.

Diese erste deutsche Dorfgeschichte hat um 1250 der bayerische Dichter Wernher der Gartenaere, vielleicht ein Klosterbruder, verfaßt, vermutlich auf Grund eigenen Miterlebens. Sie ist ein großartiges Kulturbild bäuerlichen Lebens, ein sprechendes Zeugnis für den beginnenden Verfall des Ritterstandes. Bis in die jüngste Zeit fanden in Burghausen am Inn, von wo aus man nach Ranshofen, dem Schauplatz der Tragödie, hinübersieht, alljährlich die Meier-Helmbrecht-Spiele im Freilichttheater statt; Joseph Hofmiller hat die Dichtung mit Humor ins Bayerische übersetzt.



Reinmar der Alte

Miniatur der Großen

Heidelberger

Liederhandschrift

Der Minnesang.

Der Ausdruck „Minnesang“ (von: meinan = meinen, liebevoll gedenken) bezeichnet mittelalterliche Liebeslyrik in ihren mannigfachen Motiven und Formen. Ihre Träger waren Hochadel, Ministerialen, Ritter und im 14. Jahrhundert auch Bürger.

Auch bei der Wendung vom Epos zur Minnedichtung, die, wie die Vagantenlieder zeigen, im Volk längst Wurzel geschlagen hatte, bemüht sich der höfische Dichter, „hovebaere“ zu bleiben, also den besonderen ritterlichen Liebesbegriff zu feiern. Natürlichkeit und Herzlichkeit sind gleichwohl Wesenszüge dieser Dichtung, die sich vielfach mit Naturbildern verbindet. Die Form sind zunächst vier paarweise gereimte Lang- oder auch Kurzzeilen, dann, in der Blüte, die dreigeteilte Strophe (zwei Stollen und ein Abgesang), eine wohl musikalisch bedingte Form.

Des Minnesangs Frühling

Aus der Zahl namenloser kleiner Adeliger an der Donau tritt der Kürenberger (um 1160) als früher Vertreter höfischer Lyrik ins Licht; man nennt ihn aber noch nicht Minnesänger. Der Ritter, dem er seine Lieder in den Mund legt, ist von gesunder Offenheit ebenso wie die Dame ihr sehnendes Herz frei offenbart. Der Kürenberger bringt bereits das Bild vom Falken:

„Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr,
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant . . .“

Diese volksliedhafte Strophe hat viel Ähnlichkeit mit der Strophenform des Nibelungenlieds.

Gleich bedeutend ist der Ritter Dietmar von Aist aus Oberösterreich († um 1171). Bei ihm treten die Züge ritterlichen Minnedienstes bereits sehr deutlich hervor. Freilich wird ihm vieles zugeschrieben, was von anderen stammt. Mit seinem Namen wird insbesondere das Tagelied verbunden: der Dichter oder, in späterer Zeit, ein Vöglein weckt die Liebenden, die sich nun trennen müssen. (Mit Meinloh von Sevelingen bei Ulm) werden fremde Einflüsse stärker; besonders übernimmt er die provençalische Vorstellung der „Neigung in die Ferne". Über die bisher übliche Einzelstrophe hinaus schafft er Strophengruppen; vielleicht ist er überhaupt der Schöpfer der Langzeilengedichte. Von ihm stammt auch das Leitwort allen Minnesangs, das „truren", als Ausdruck für das verschwiegene Leid des unerhört Liebenden.)

Auch die beiden Rietenburger, Burggrafen von Regensburg, führen die Entwicklung unter fremdem Einfluß weiter, ja Kaiser Heinrich VI. selbst hat wohl um 1180 die Sangeskunst gepflegt.

Hochblüte des Minnesangs (1190—1220).

Friedrich von Hausen an der Nahe († 1196) dichtet schon mehrstrophige Lieder. Er ist wahr und ernst; eigenes Erleben spricht aus seinen Dichtungen. Viele Motive des Minnesangs begegnen uns hier erstmals. Mit ihm setzt auch die Kreuzzuglyrik ein, die einige bedeutende Vertreter findet. In seiner Jugend hat sie auch Hartmann von Aue erfaßt, den wir in diesem Zusammenhang als letzten, vielleicht persönlichsten Vorläufer der großen Minnesänger nennen.

Die Hochblüte des Minnesangs weist zwei bedeutende Dichter auf: Heinrich von Morungen und Reinmar den Alten. Sie bilden den kurzen Sommer des Minnesangs. Ihre Eigenart zeigt sich in der kunstvollen Bauart der Strophe und in der selbständigen Fügung neuer Töne. Sie sind vor allem die Dichter der Hohen Minne, die mehr in empfindsamem Verehren als in erfolgreicher Liebe besteht.

Heinrich von Morungen lebte um 1200 am Hof der Landgrafen von Meißen. 1217 ist er Ritter außer Dienst. Er zeigt echte Erregung, Schwung, Mannigfaltigkeit. Seine Vergleiche (vielfach aus der Vogelwelt) sind knapp, aber farbig und schön. Wozu ist die Frau auf der Welt? Um angeschaut zu werden. Das Erlebnis der leiblichen Schönheit der Frau hat ihn also gepackt. In seinen Gedichten verbinden sich auch Liebe und Religion: er vergleicht seine Dame mit der Himmelskönigin. Jedes seiner Gedichte ist von besonderer Art; er ist einer der größten deutschen Lyriker.

Reinmar der Alte oder der von Hagenau ist mehr Gedankenmensch; weicher, gehaltener, mehr in Mollage, ist er Meister des „wol sprechens", des unbedingten Frauenpreises. Er gefällt sich in der Rolle des unerhörten, umhergeworfenen Liebhabers. Die staete, triuwe, auch der hohe muot, die frohstimmende Bejahung und Hoffnung sind bei ihm gefeierte Ideale. Wichtig ist auch der lehrhafte Charakter; die Frau ist ihm ein überirdisches Wesen. Mit Geschick macht er sich zum Künder der weiblichen Seele.



Walther von der Vogelweide
Miniatur aus der
Manessischen Handschrift

Walther von der Vogelweide (1165—1230).

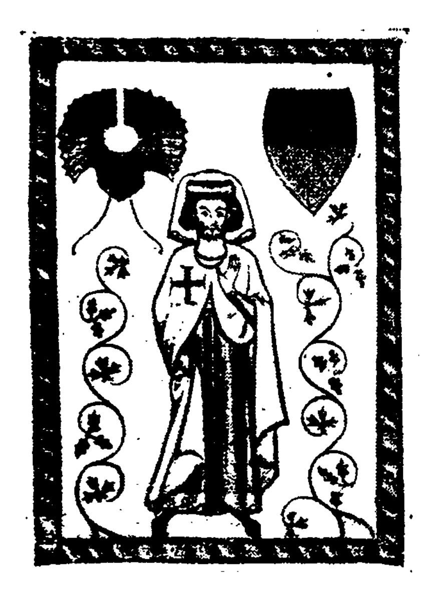
> „Ich hân lande vil gesehen
> unde nam der besten gerne war;
> übel müeze mir geschehen,
> kunde ich ie mîn herze bringen dar
> Daz im wol gevallen
> wolde fremeder site.
> nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
> tiuschiu zuht gât vor in allen."

Dieses Preislied, man möchte sagen: das erste Deutschlandlied, singt der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, Walther von der Vogelweide. Er war ritterlicher Minnesänger, aber seinem Dichterherzen war der Zwang durch Stoff und Stand zu eng: neben dem Lob der deutschen Frau klingen noch andere wahre Empfindungen aus seinen herrlichen Liedern: feinstes Naturgefühl, tieffrommer Glaube an Gottes Güte und Allmacht, hohe Begeisterung für das Kaisertum in seinem Streit mit dem Papst, glühende Vaterlandsliebe und Gefühl für die deutsche Weltstellung. Er ist ein Kämpfer gegen die Schwächen seiner Zeit. Ernst und reiche Lebenserfahrung sprechen aus seiner Spruchdichtung. Walther ist in Südtirol geboren, am Wiener Hof lernte er Singen und Sagen, auf langer Wanderschaft (1198—1220) führte er das Leben eines Fahrenden (die Flüsse Seine und Mur, den Po und die Trave nennt er als Grenze seiner Wanderungen), auf der Wartburg trifft er sich mit den bedeutendsten Dichtern seiner Zeit. Von Kaiser Friedrich II. endlich mit einem Lehen belohnt, verbringt er seinen Lebensabend in Würzburg. Noch heute sprechen wir mit seinem Zeitgenossen Hugo von Trimberg:

> „Hêr Walther von der Vogelweide
> Wer des vergaez, der taet mir leide!"

Tannhäuser als Kreuzfahrer

Miniatur aus der Manessischen Handschrift



Niedergang des Minnesangs.

Noch Walther von der Vogelweide muß in seinen alten Tagen erleben, daß die Ideale der Hohen Minne verfallen oder gar ins Gegenteil verzerrt werden.

So zeigt uns Neidhard von Reuenthal (um 1217 bis 1237) in seinen „Sommerliedern“ oft wildes Begehren; in den „Winterliedern“ verhöhnt er die Bauern, läßt sie aber doch im Minnestreit mit den Rittern siegen. Diese bittere Ironie nach beiden Seiten kommt der Zeit entgegen.

Auch beim „Tannhäuser“ (etwa 1205—1270) verspüren wir diese Auflösung. Seine Dichtungen zeigen höfisches und bäuerliches Leben vermischt; bald feiert, bald verspottet er die höfische Minne. Daß er auch Marienlieder und ein Bußlied verfaßt hat, mag einen späteren Volkssänger zur Ballade vom „edlen Tannhäuser“ angeregt haben, wonach ihn sein leidenschaftlich-unstetes Leben in den Zauberberg der Frau Venus führte, der Papst den Bußfertigen ins Laster zurückstieß, Gott aber durch das Wunder des grünenden Stabs dieses harte Urteil verwarf.

Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, der in langer Wanderschaft (1278—1311) viel Volks- und Fürstengunst kennengelernt hat, will den Verfall nicht wahrhaben. Wie später die Meistersinger prunkt er gern mit Gelehrsamkeit. Im Gegensatz zu Walther gibt er dem Namen Frau den Vorzug vor der Bezeichnung Weib.

Ulrich von Lichtenstein (etwa 1200—1275) steht nicht mehr auf sittlicher Höhe, sondern verliert sich in Geschmacklosigkeiten, wenn er schon als Page das Waschwasser der verehrten Frau trinkt.

Als letzte Vertreter des ritterlichen Minnelieds gelten Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Beide sind aber dem Volkslied mehr zugewandt als dem höfischen Sang.



Nürnberger Meistersänger auf dem Singstuhl vor den „Merkern“ Tuschzeichnung (Ende d. 16. Jh.)

Der Meistergesang.

Im ausgehenden Mittelalter trat das Bürgertum in den Vordergrund des öffentlichen Lebens der Städte. Es war durch Fleiß, Handel, politische Bündnisse hochgekommen, schuf herrliche Bauwerke und gründete Schulen. Warum sollte es nicht auch die Pflege der Dichtkunst übernehmen, die das Rittertum aufgegeben hatte? Freilich begingen die bürgerlichen Dichter dabei einen großen Irrtum, sie glaubten die höfische Lyrik nachahmen zu müssen. Es fehlten ihnen aber die äußeren und inneren Voraussetzungen dafür; so mußte statt einer gesunden Erlebnisdichtung unnatürliches gekünsteltes Machwerk entstehen. Die hergebrachte Form, in der, nebenbei gesagt, die Silben gezählt, nicht gewertet wurden, ging diesen Zunftdichtern über alles; in sie wurde Religiöses, Weltliches und Lehrhaftes hineingegossen. Falsch war ferner die Meinung, daß die Dichtkunst erlernbar sei. Jeder, der da mittun wollte, mußte zuerst die Regeln, die „Tabulatur“ lernen und stieg vom Schüler zum Schulfreund, Singer, Dichter und — wenn er Text und Weise neu erfand — zum Meister auf, daher auch der Name Meistergesang. Am Sonntag wurden die neuen Verse auf dem Rathaus vorgetragen. Hinter dem Vorhang saßen die „Merker“, die jeden Verstoß gegen die vielen Regeln aufzeichneten.

Von solchen Dichtungen sind viele auf uns gekommen. In seiner Oper: „Die Meistersinger von Nürnberg“ (1868) hat Richard Wagner alle Schwächen und Mängel dieses Schulbetriebs treffend gegeißelt, aber auch ihr Verdienst in einer Zeit des Verfalls herausgestellt und dem einen echten Dichter unter den Handwerkern, Hans Sachs (s. S. 48), ein würdiges Denkmal gesetzt.



Berthold von Regensburg predigt vor einer Kirche
Miniatur 1447 aus einer Handschrift der Wiener Staatsbibliothek

Berthold von Regensburg (1220—72).

Unter dem Eindruck politischer Wirren und schwerer Heimsuchungen entwickelt sich abermals Weltabkehr, wie sie einst vor dem großen Anstieg der Literatur von dem Kloster Cluny ausgegangen war. Die neu aufgekommenen Bettelorden (Minoriten) pflegen und verbreiten diese Gedanken. Sie stellen Bußprediger, die sich in eindringlicher Rede ans Volk wenden.

Allen voran steht der große Volksredner aus dem Franziskanerorden Berthold von Regensburg. Er durchzog als Beicht- und Sittenprediger ganz Süddeutschland, die Schweiz, Österreich, Böhmen und Ungarn und wirkte ebenso durch die Wucht seiner Beredsamkeit wie durch seine packenden, volkstümlichen Gedankengänge. Wir besitzen 70 deutsche und viele lateinische Predigten von ihm, sämtlich von Zuhörern aufgezeichnet. Er leuchtet in die Schwächen und Gebrechen der mittelalterlichen Gesellschaft tief hinein.

Die M y s t i k , die besonders in den Klöstern gepflegt wurde und der auch Berthold nahestand, befruchtete ebenfalls die Prosa; die Werke der Mystiker gehören zu ihren schönsten Denkmälern. Sprachschöpferische Kräfte werden wirksam bei Meister Eckhart aus Thüringen († 1327), bei Johannes Tauler in Straßburg († 1361) und bei Heinrich Seuse († 1366), der uns einen gedankenreichen Briefwechsel mit der Nonne Elsbeth Stagel hinterlassen hat. Zu dieser Zeit verwandelte sich auch die ritterliche Dichtung im Kreis der Bürgerlichen in Prosaerzählung. An die Stelle der beliebten Reimchroniken traten solche in Prosa. Die Erfindung des Buchdrucks war der deutschen Prosa ebenfalls recht förderlich.



Szene aus dem Spiel „Von des Herrn Wingarten", gespielt 1539 in Zürich (Satan und Luzifer vor der Hölle)

Die Anfänge der dramatischen Dichtung.

Die dramatische Dichtung ist wie die lyrische zumeist religiösen Ursprungs. Das griechische Drama ging aus den Feiern zu Ehren des Gottes Dionysos hervor. Sven Hedin berichtet uns, wie bei den Völkern Hochasiens heute noch religiöse Handlung und darstellende Dichtung verbunden sind. Auch das deutsche Drama erwuchs aus der Darstellung der Vorgänge, die den Hauptfesten des Kirchenjahrs, später auch Heiligengedenktage, zugrundeliegen.

Die Feier der Auferstehung hat wohl am ersten zur Darstellung gereizt; Ausgangspunkt war das Gespräch zwischen den drei Marien und dem Engel am Grab, wie es noch heute in katholischen Auferstehungsfeiern im „Attollite portas" gesungen wird. Spuren dieser Anfänge zeigt die Osterszene in Goethes „Faust". Durch Hinzufügen weiterer Auftritte entstanden ausführliche „Osterspiele" (z. B. das Trierer, das Tegernseer O.), denen dann Weihnachts- und Passionsspiel folgten. Die Sprache war erst lateinisch, dann deutsch. Damit änderten sich Publikum und Schauplatz. Die Aufführung wurde vor die Kirche auf den Friedhof und dann auf den Marktplatz verlegt. Erde, Himmel und Hölle sind die Orte der Handlung, wobei ein Gerüst den Himmel, Vertiefungen in die Erde die Hölle darstellen. Einen Rest solch alter „Dramen" bildet das mit Unterbrechungen bis heute aufgeführte Oberammergauer Passionsspiel (seit 1634).

An das geistliche Spiel schloß sich im 14. und 15. Jahrhundert das weltliche Drama zunächst in Form des Fastnachtsspiels. Heidnische Tänze und der Mummenschanz zur Fastnachtszeit, auch die Neigung, die Schwächen der Mitmenschen zu geißeln, sind seine Grundlagen. In sie hat sich auch viel Häßliches und Unflätiges eingeschlichen, was ihre Fortentwicklung störte. Nürnberg war eine Pflegestätte solcher Spiele.

Titelbild des Frankfurter Liederbuches vom Jahre 1582



Volkslieder und Volksbücher.

Viele Volkslieder reichen in ihren Wurzeln bis ins Mittelalter zurück. Die Formkünstelei verdarb dem Volk den Geschmack an den Erzeugnissen der Minnesänger, es suchte gemütvollen Inhalt in schlichtem Gewand. So stieg manches gute Lied von der Ritterburg herab auf den Dorfanger und zog in bäuerlichem Gewand mit fahrenden Schülern und Spielleuten die Straße entlang. Die Limburger Chronik (1377—1402) beweist die Beliebtheit des Volkslieds, das sich der bürgerlichen Gemeinschaft ebenso leicht anpaßte wie der bäuerlichen. Im 15. Jahrhundert steigt es zur schönsten Blüte auf, um dann freilich unter den Landsknechten und im Dreißigjährigen Krieg vielfach zu verwildern.

„Ich fahr dahin, wenn es muß sein,
Ich scheid mich von der Liebsten mein;
Zur Letz' laß ich ihr s' Herze mein;
Dieweil ich leb, so soll es sein.
Ich fahr dahin!" (1452)

Die kunstvollen Formen des ritterlichen Epos wurden jetzt in gemeinverständliche Prosa aufgelöst und für den Volksgebrauch zugeschnitten; so liefen die Geschichten von „Herzog Ernst", dessen Los das deutsche Volk immer anzog, von „Tristan und Isolde", vom „Armen Heinrich" als sog. Volksbücher um, durch die Erfindung des Buchdrucks erst recht gefördert. Volksweisheit und Schwänke füllten die „Schildbürger" und „Till Eulenspiegel" (1515). In der „Historia von Dr. Johann Fausten, dem weit beschreyten Zauberer und Schwarzkünstler" (1587) vereinigten sich an einer geschichtlichen Persönlichkeit die beliebtesten Motive: Teufel und Zauberei, vielgestaltiges Leben und verdienter Untergang. Wiederholt umgeformt haben die Volksbücher immer neu das lesende Volk erfreut, bis in Goethes Zeit herauf. Die Romantiker haben ihnen den heutigen Namen gegeben. Karl Simrock hat sie gesammelt und in moderne Sprache gebracht.



Liber catenatus
des Janianus Mains um 1450
Weißes Schweinsleder mit
Stempeln und Metall-
beschlägen
(H. Schr. Abteilung der
Staatsbibliothek München)

Mittelalterliche Handschriften.

Unter Handschriften (= HSchr) versteht man Schriftdenkmäler hauptsächlich des Altertums und des Mittelalters, während wir neuzeitliche Niederschriften Manuskripte nennen. Wenige HSchr gehen weiter als in das 12. Jahrhundert zurück. Die Mönche vieler Klöster haben sie mit ebenso viel Fleiß wie Geschick und Kunstfertigkeit in jahrhundertelangem Schaffen hervorgebracht und abgeschrieben. Mit der Datierung der HSchr. (Zeit) und ihrer Herkunft (Schrift- und Sprachcharakter) beschäftigt sich die Paläographie (= Altschriftenkunde). Berühmte Aufbewahrungsorte sind: Monte Cassino, Corbie, St. Gallen, Reichenau, Fulda, Regensburg, Tegernsee u. a.; später übernehmen ihre Verwahrung die Universitätsbibliotheken, die städtischen und fürstlichen Büchereien. Bei der Säkularisation 1803 ist viel von diesen Schätzen vernichtet worden. Ihre Bedeutung liegt im I n h a l t (geschichtliche Vorgänge, mittelalterliches Literaturgut, Schriftform und Buchmalerei) wie in der äußeren E r s c h e i n u n g (Format, Einband, Schutz). Meist sind sie in gepreßtes Leder (Kalbs-, Schaf-, Schweinsleder) gebunden und mit Metallecken und -buckeln geschmückt. Doch gibt es auch recht einfache HSchr. Wenn wir im deutschen mittelalterlichen Schrifttum von HSchr sprechen, dann wollen wir in erster Linie die seit dem 13. Jahrhundert entstandenen Liedersammlungen, vorwiegend der Minnesänger bezeichnen: die K l e i n e und die G r o ß e (überliefert durch Rüdiger Manesse) Heidelberger Lieder-HSchr, die Weingartner in Stuttgart und je eine in Würzburg, Weimar und Jena. Das Liederbuch der Klara Hutzlerin wie das Lochheimer Liederbuch (15. Jahrhundert) bringen bereits Übergangsgedichte vom Minnesang zum Volkslied.



Martin Luther
Gemälde
nach L. Cranach

Martin Luther (1483—1546).

Der Beginn der Neuzeit ist mit Unruhe und Gärung erfüllt. Die Reformation gibt dem Leben des deutschen Volkes ein neues Gesicht. In den Kampf der beiden Kirchen wird auch die deutsche Dichtung hineingezogen, was aber für sie wenig fruchtbar war. Dagegen hat Martin Luther selbst auf das deutsche Schrifttum und auf die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache starken Einfluß ausgeübt. Seit 1508 Professor in Wittenberg, schlug er am 31. Oktober 1517 seine Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg an; auf dem Reichstag zu Worms in die Acht erklärt, entfaltete er nur eine desto reichere literarische Tätigkeit. Seine Bibelübersetzung (1521—34) ist nicht die erste in Deutschland, aber mit ihrer lebendigen, kraftvollen und bildhaften Art und ihrer weiten Verbreitung verhalf er einer mitteldeutschen Mundart, die sich in der kaiserlichen Kanzlei seit Karl IV. entwickelt hatte, allenthalben zum Sieg. Zur Ausgestaltung des Gottesdienstes brauchte Luther auch das Kirchenlied; dies konnte nur deutsch sein; so dichtete er Psalmen und lateinische Hymnen um oder schuf Neues, darunter „Eine feste Burg" und das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm' ich her". Damit war der Weg gewiesen, an dessen Ende Paul Gerhardt steht.

Aus der Reihe der Streiter für die Reformation und für eine neue Lebensgestaltung ragt der fränkische Ritter Ulrich von Hutten (1488—1523) hervor, der sich früh entschloß, deutsch zu schreiben. Bekannt ist sein Bekenntnis zur Reformation:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein' Reu."

Ihm stellte sich der Franziskaner Thomas Murner (1475—1536) mit scharfem Spott entgegen.



Hans Sachs im 51. Lebensjahr
Holzschnitt von Hans Brosamer

Hans Sachs (1494—1576).

Zu den Meistersängern gehört der Schuhmacher und Poet **Hans Sachs.** Als Sohn eines Schneiders zu Nürnberg geboren, erlernte er neben seinem Handwerk auch die Meistersingerkunst, ging 1512 auf Wanderschaft, kehrte mit reicher Erfahrung heim und brachte es in einem langen Leben zu Ansehen und Wohlstand. Er war ein vielseitiger Mann und edler Mensch, die Tüchtigkeit des deutschen Bürgertums spricht aus ihm. Hans Sachs hat viele Meistersänge verfaßt, fortleben aber läßt ihn seine wirkliche dichterische Begabung und seine Leistung als Volksdichter. Dazu gehören zunächst seine poetischen Erzählungen in Reimpaaren (St. Peter und die Landsknechte, St. Peter und die Geiß), die viel Humor kundtun, vor allem aber unter seinen dramatischen Arbeiten (er hat über 130 Trauerspiele, Lustspiele und Schwänke verfaßt) die Fastnachtsspiele. Bei günstigeren Zeitverhältnissen hätte sich daraus ein deutsches Lustspiel entwickeln können. Köstlich sind sein „Roßdieb von Fünsingen" (Bauern wollen den Dieb nicht henken, weil sie fürchten, daß von den Zuschauern das Korn am Galgen zertreten werde) und „Der fahrende Schüler im Paradeis" (eine Bäuerin wird um Kleider und Geld und der Bauer um sein Pferd geprellt). Die Lehre, die Moral, wird immer ausdrücklich an den Schluß gesetzt. Hans Sachs ist derb und kräftig, steht aber in seiner sittlichen Auffassung weit über seinen dichtenden Zeitgenossen. Goethe würdigt ihn liebevoll in seinem Gedicht: „Hans Sachsens poetische Sendung" (1776):

> „Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
> Den setz die Nachwelt ihm aufs Haupt,
> In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
> Das seinen Meister je verkannt."

Martin Opitz

Stich von 1631

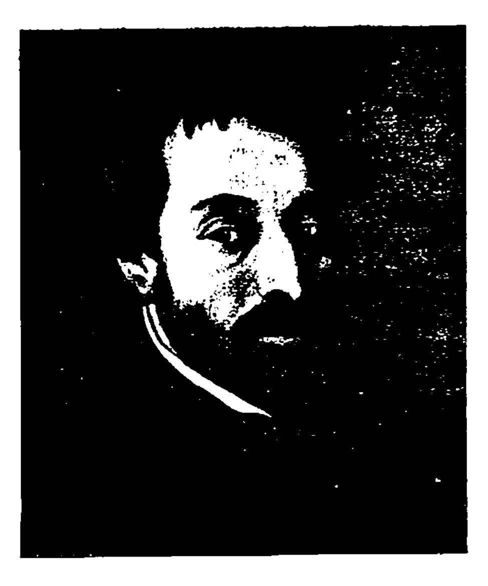


Johann Fischart (1546—1590).

Die Erzählliteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vertritt im wesentlichen dieser Elsässer. Vor allem in Satiren und Kampfschriften und in seiner Bearbeitung des Rabelais zeigt er sich als Sprachgenie; in seinem „Ehezuchtbüchlein“ tritt er für Reformen ein, im „Glückhafft Schiff von Zürich“ preist er das handfeste Bürgertum.

Martin Opitz (1597—1639).

Als Organisator der deutschen Dichtung wirkte der Schlesier Opitz, der nach unstetem Wanderleben als polnischer Hofdichter in Danzig an der Pest starb. Er ist als Dichter lehrhaft und unselbständig; doch hat er sich ein Verdienst um den deutschen Versbau erworben, indem er in seinem „Büchlein von der deutschen Poeterey“ (1624) statt der Silben z ä h l u n g die Silben w e r t u n g (betonte und unbetonte) verfocht. Er selber gebraucht freilich den schwerfälligen französischen Alexandriner. Aber er trat in einer Zeit des Unverständnisses mannhaft für Sprache und Dichtung des Vaterlands ein. Ihm folgten viele Dichter, so der Königsberger Simon Dach (1659), der durch sein „Ännchen von Tharau“ unsterblich geworden ist, und der Sachse Paul Fleming (1609—40), der in gefühlvollen Dichtungen über Natur und Leben wahre Empfindungen offenbart.



Friedrich von Spee

Nach einem gleichzeitigen Ölbild

Friedrich von Spee (1591—1635) und seine Zeitgenossen.

Neben der weltlichen Lyrik steht im 17. Jahrhundert eine mystisch-religiöse, die wirklich Wertvolles leistete. Der Krieg mit seinen Schrecknissen führte zu Gott hin und trieb die Menschen zum Aussprechen persönlicher Erlebnisse. An der Spitze dieser Richtung steht der Jesuit S p e e , einer der edelsten Geister seiner Zeit, der auf dem Schlachtfeld und in den Spitälern viel Trost spendete und mannhaft gegen die Hexenprozesse auftrat. Sein der Nächstenliebe offenes Herz bewunderte vor allem Gott in seiner Natur. Viele seiner Lieder, gesammelt in seiner „Trutznachtigall", wo er schöner als eine Nachtigall singen will, sind heute noch von recht starker Wirkung.

Mystischen Gedankengängen sehr verbunden ist Johann S c h e f f l e r (1624—77), meist nur unter seinem Dichternamen „Angelus Silesius" bekannt, der in seinem „Cherubinischen Wandersmann" sein völliges Aufgehen in Gott gefühlvoll ausdrückt. Zuerst Arzt, vertiefte er sich in religiöse Fragen, trat zur katholischen Kirche über und starb als Mönch. Von ihm stammt das vielgesungene Kirchenlied „Ich will dich lieben, meine Stärke".

Hoch über beide aber erhebt sich auf evangelischer Seite Paul G e r h a r d t (1607—76), der in männlichem Freiheitsgefühl einigen Religionsedikten des Großen Kurfürsten entgegentrat und als Priester in Lübben starb. Ihm ist alles Irdische ein Gleichnis des Göttlichen. Von seinen tiefempfundenen Liedern weckt heute noch das ewig schöne: „O Haupt voll Blut und Wunden" bei beiden Bekenntnissen gleiche Andacht. Unvergessen und tieftröstlich bleiben „Befiehl Du Deine Wege", „Nun ruhen alle Wälder", „Wie soll ich Dich empfangen".

Andreas Gryphius
Zeitgen. Stich



Andreas Gryphius (1616—64).

Vom mystischen Zug seiner Zeit wurde auch der hervorragendste Dichter unter den Schlesiern, der Rechtsgelehrte Gryphius aus Glogau, erfaßt. Mit religiösen Liedern begann er; Weltabkehr und Weltbejahung klingen abwechselnd daraus. Dann aber wandte er sich dem Drama zu. Weit bedeutsamer als seine Trauerspiele, die sog. „Haupt- und Staatsaktionen", in denen er Gespenstererscheinungen und gräßliche Martern mit unnatürlichem Schwulst vorführt, sind seine Prosalustspiele. Hier greift er mitten in das Leben hinein und führt uns als feiner Beobachter ein Stück deutscher Kulturgeschichte vor Augen. Seine dramatische Begabung hob ihn weit über bloße Nachahmung hinaus, er war Wegweiser. In seinem Lustspiel „Peter Squenz" verspottet er schauspielernde Handwerker und geißelt Einbildung und Überhebung der niedrigen Stände. Ein anderes: „Die geliebte Dornrose" ist als Mundartstück besonders wertvoll. Ergötzlich ist auch sein Lustspiel „Horribilicribrifax", in dem sich zwei Hauptleute reich verheiraten wollen; da ihnen dabei noch ein Schulmeister und ein Jude in den Weg treten und sich alle mit fremden Sprachbrocken rühmen, ist die traurige Sprachmengerei jener Zeit schlagend gekennzeichnet. Gryphius wirkte so weit mehr für die deutsche Sprache als die verschiedenen Sprachgesellschaften, Vereinigungen deutsch gesinnter Männer, die als Vorläufer des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins für die Reinheit der deutschen Sprache kämpften und die Dichtkunst pflegen, dabei aber leider manchmal in Übertreibung und Künstelei verfielen. Beispiel für ihre sprachschöpferischen Verdienste wie für die teilweise Überspanntheit ist **Philipp v. Zesen** (1619—89), von dem viel mehr treffliche als verfehlte Wortbildungen stammen.



Titelkupfer zu Grimmelshausens „Simplicissimus" (1670)

Christoffel von Grimmelshausen (1620—76).

Besonderer Beliebtheit erfreute sich im 17. Jahrhundert der heute nicht mehr genießbare Heldenroman voll Liebesgeschichten und Gelehrsamkeit (Hauptvertreter: Hofmann von Hofmannswaldau und C. v. Lohenstein) und der aus Spanien und Frankreich übernommene Abenteurer- oder auch Schelmenroman, deren bester der dem deutschen Schicksal eng verbundene „Simplicius Simplizissimus" (1669) von Grimmelshausen ist. Der Verfasser, zu Gellnhausen in Hessen geboren, erlebte den Krieg als Soldat und Schreiber, war Verwalter und Wirt und endete als Schultheiß zu Renchen i. B. Er zeigt uns in seinem Roman vielfach Ausschnitte aus seinem eigenen Leben. Das wilde Soldatendasein des langen Krieges zieht in humorvollen und traurigen Bildern an uns vorüber. Es ist eine echte Volksdichtung, eine reiche kulturgeschichtliche Quelle.

Simplicius wächst bei einem Spessartbauern auf. Als die Kriegshorden dessen Hütte zerstören, findet der Knabe im Wald bei einem Einsiedler Aufnahme und notdürftige Erziehung. Als dieser stirbt, wandert er in die Welt, wird Soldat und kommt zu Reichtum und Ansehen. Dann aber verläßt ihn das Glück, er bettelt und plündert. Schließlich findet er seine Pflegeeltern wieder, führt mit ihnen auf einem Bauernhof ein ruhiges Leben, verläßt aber auch die neue Heimat wieder, um in der Einsamkeit den Frieden seiner Seele zu finden. In einer Fortsetzung werden weitere Wanderfahrten ausgesponnen, ja er schildert zuletzt ein Robinsondasein auf einer einsamen Insel.



J. Chr. Günther
Einziges bekanntes Bild

Johann Christian Günther (1695—1723).

„Abermals ein Teil vom Jahre.
Abermals ein Tag vollbracht.
Abermals ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Und so nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit
Und so müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.“

Diese Verse konnte nur ein reich begabtes lyrisches Talent wie J. Chr. Günther so knapp und schlicht formen. Er ist der Vorbote einer besseren Zeit für das deutsche Schrifttum, ein Stern, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts hell aufleuchtet. Günther ist ein Feind gelehrter Überlegungen, des unnatürlichen Schwulstes und religiöser Bindungen. Er stellt sein Dichten auf das persönliche Erlebnis; lebensnah, gefühlvoll, leidenschaftlich gibt er sich der Freude und dem Leide hin. So wird seine Lyrik zum Spiegel seiner Seele und erhebt ihn weit über seine Zeitgenossen; er schlägt die Brücke zwischen Walther von der Vogelweide und Goethe. Günther, in seiner inneren Veranlagung ein guter Mensch, wurde 1695 zu Striegau in Schlesien geboren und führte als Student der Medizin zu Jena und Wittenberg ein fröhliches Leben. Von innerer Unrast getrieben, wanderte er lange und unstet umher und starb nach schweren Enttäuschungen, vom Vater verstoßen, in bitterer Armut 1723 zu Jena.

„Komm, o Tod! Komm, du Heiland aller Not!
Komm! ich rufe nicht vergebens,
Denn die Sonne meines Lebens
zeiget schon ihr Abendrot.“

iel gedenken, wenig reden
und nicht leichtlich schreiben,
kann viel Händel, viel Beschwerden,
viel Gefahr vertreiben.

v Logau

Epigramm von Logau

Das Epigramm in der deutschen Dichtung

Epigramm (Bezeichnung aus dem Griechischen) bedeutet ursprünglich: Aufschrift auf einem Kunstwerk oder Weihegeschenk, dann das Sinngedicht, meist in Distichen abgefaßt. Es bringt einen Einfall, eine Überlegung auf die kürzeste Form, die in eine geistvolle Spitze, zuweilen mit scharfer Satire, ausläuft (deshalb auch Pfeilgedicht genannt). Schon im alten Griechenland erlangte es hohe Vollendung. Im deutschen Schrifttum wurde es zeitweise eifrig gepflegt. Freidanks Sprüche aus dem 13. Jahrhundert (S. 28) können als älteste deutsche Epigramme angesprochen werden und die bayerischen Schnaderhüpfln sind volkstümliche Ableger in der Gegenwart.

Das kunstmäßige Epigramm beginnt in Deutschland mit M. Opitz. Der Schlesier Friedrich v. Logau (1604—55) gilt mit seinen 3553 Epigrammen als der größte deutsche Epigrammatiker. Er stellt Zeit- und Weltbetrachtungen an, geißelt die Modetorheiten, sittliche Laster und konfessionellen Hader ohne Rücksicht auf seinen persönlichen Vorteil. Seine Sprache hat viel Mundartliches. Seinen Spuren folgt der Ostpreuße Christian Wernicke (1661—1725), der in witzigen Versen (10 Bücher) Lohensteinschen Schwulst und die Nachahmung der Fremden bekämpft. Sein scharfer Streit mit Hamburger „Poeten" war der Entwicklung unseres Schrifttums sehr günstig. Probe seiner Schärfe und treffsicheren Kürze:

Über gewisse Gedichte:

> „Der Abschnitt? Gut. Der Vers? Fließt wohl. Der Reim? Geschickt. Das Wort? In Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt."

Als sein Nachfolger kann der Göttinger Professor der Physik Georg Christoph Lichtenberg (1742—99) gelten, den seine geistreichen, schlagfertigen, oft modern anmutenden Sentenzen (meist in Prosa) unsterblich gemacht haben.

Lessing steigert die Bedeutung des Epigramms. Goethe und Schiller geben ihm klassisches Gepräge in den „Xenien", im 19. Jahrhundert pflegen es Grillparzer, Platen, Hebbel, Greif u. a. Allmählich tritt an seine Stelle der Aphorismus.



J. Chr. Gottsched

Kupferstich von Bernigroth nach Reid (1755)

Johann Christoph Gottsched (1700—76).

„Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen", fordert, wie Kant sagt, eine mächtige Strömung des beginnenden 18. Jahrhunderts. Wir heißen sie Herrschaft der Vernunft, Rationalismus, Aufklärung. Ihr Bahnbrecher in Deutschland war der Philosoph Christian Wolff in Halle, der Leibnizens Ideen in ein trockenes System brachte.

Ein Sohn dieses Zeitgeistes ist der Ostpreuße Gottsched. Er will die deutsche Poesie erneuern, will sie aus Schwulst, Unnatur und Roheit befreien und gibt in seiner „Kritischen Dichtkunst" dem schaffenden Dichter „lehrreiche" Anweisungen, besonders für das Drama. Bei Theorien blieb er nicht stehen, sondern nahm auf die Aufführungen selbst Einfluß; als Professor in Leipzig stieg er zu einem Diktator des literarischen Geschmacks empor, dem sich ein junges deutsches Dichtergeschlecht beugen mußte. Er war Nachahmer und Anbeter französischer Dichter. Doch hat er uns ein Verzeichnis der ihm bekannten deutschen Dramen von 1450 bis 1760 zusammengestellt und dadurch manche Dichtung wenigstens dem Namen nach erhalten. Als Mitherausgeberin und verständnisvolle Übersetzerin unterstützte ihn seine kluge Frau Luise Adelgunde (1713—62). Um 1740 traten ihm die Schweizer J. J. Bodmer (1698—1783) und J. Jakob Breitinger (1701—76) in kritischen Schriften entgegen. Sie betonen, daß Dichten ebenso Sache des Herzens, des Gemütes wie des Verstandes sei. Auch wollten sie das Wunderbare aus der Dichtung nicht verbannt wissen. Als Vorbild priesen sie die gefühlsverwandten Engländer. Sehr bald verstärkte sich die Kampffront der Schweizer. Sie stürzten den Diktator von seiner beherrschenden Stellung. Vergessen starb er in Leipzig 1776.



Chr. F. Gellert
Stich von Bause
nach Graff

Johann Ludwig Gleim (1719—1803).

Die Vorbereitungszeit der zweiten Blüte ist auch beeinflußt vom Hang des Rokoko zum heiteren Lebensgenuß, seinem Lob auf Liebe und Wein. Vorbild war dabei der griechische Dichter Anakreon (500 v. Chr.). Als Vater dieser „Anakreontiker" gilt Gleim, der Halberstädter Domsekretär. Er ist aber in seinen rokokohaften Versen unnatürlich, echter als vaterländischer Sänger; doch drangen seine „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier" (1758) wegen ihrer antiken Zutaten nur in gebildete Kreise, nicht ins Volk. Er war ein Freund aller jungen Dichter; Goethe rühmt ihm nach: „Er hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens". Auch der begabtere Ewald v. Kleist, Lessings Freund, der bei Kunersdorf fiel, gehört zu seinem Kreis.

Christian Fürchtegott Gellert (1715—69). Als Universitätsprofessor in Leipzig war dieser stille Mann von allen Zeitströmungen stark berührt und sehr volkstümlich. Er galt als praeceptor Germaniae und erstrebte vor allem Klarheit und Natürlichkeit der Sprache. Er schrieb Lustspiele, Romane, geistliche Lieder („Die Himmel rühmen"), besonders aber halten seine Fabeln und Verserzählungen (1746—48) seinen Namen lebendig. Ihr gesunder Humor und ihre volkstümliche Sprache freuen uns heute noch wie einst den Bauern, der mit einer Fuhre Holz vor Gellerts Wohnung erschien, um ihm damit für seine anmutig-erzieherischen Dichtungen zu danken. Als Friedrich d. Gr. während des Krieges in Leipzig weilte, empfing er Gottsched wie Gellert, um mit ihnen Leistungen und Aussichten der deutschen Literatur zu besprechen.

F. G. Klopstock
Stich von Böhm
nach Juel (1780)



Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803).

An der Schwelle zur zweiten Blütezeit unserer Literatur steht F. G. Klopstock, ein Mann von starkem Gefühlsleben, das im protestantischen Pietismus seine Wurzeln hatte und sich aus der Erinnerung an biblische und deutsche Heldenzeitalter nährte. Jede seiner Schöpfungen ist von hohem Gedankenflug getragen.

Klopstock ist 1724 zu Quedlinburg geboren. Schon auf der Fürstenschule zu Schulpforta faßte er den Plan zu einer Dichtung, welche die deutsche Poesie der englischen gleichstellen sollte. 1745 wird er Student der Theologie in Jena. Noch zweifelte er, ob er einen vaterländischen (Heinrich I.) oder einen religiösen Stoff behandeln solle. Seine Frömmigkeit und das Erbe des Elternhauses ließen ihn dann doch den „Messias", die Geschichte des leidenden und triumphierenden Heilands, wählen. Begeistert wurden 1748 die ersten drei Gesänge des großen episch-lyrischen Gemäldes begrüßt; erst 1773 war es unter spürbarer Ermüdung des Verfassers wie der Leser vollendet. Die Betonung des Übersinnlichen minderte die Verständlichkeit. Als Freund vaterländischer Geschichte verfaßte er auch drei sehr undramatische Dramen über Hermann den Cherusker. Weit bedeutsamer sind seine Oden, lyrische Gesänge in antiken Versarten von großer Klangschönheit, in denen er Gott, Natur, Freude und Freundschaft und besonders das Vaterland preist: „Früh hab ich dir mich geweiht, schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug." Von 1751—71 lebte Klopstock in Kopenhagen, dann wohnte er in Hamburg. Seine sehr glückliche Ehe mit Meta Moller zerriß schon nach wenigen Jahren der Tod der Frau. Das deutsche Leid der napoleonischen Zeit zu sehen, blieb ihm erspart.



Chr. M. Wieland
Kupferstich
von H. Lips
(1791?)

Christoph Martin Wieland (1733—1813).

Der Schwabe Wieland war nur wenige Jahre jünger als Klopstock. In ihrem literarischen Anfang sind beide verwandt, dann aber schlägt bei Wieland der Geist des Rokoko durch, von dessen Anmut und Formenfreude er sich beschwingen läßt.

Zu Oberholzheim bei Biberach als Sohn eines evangelischen Geistlichen geboren, studierte er in Tübingen Rechtswissenschaft, wurde 1760 Amtmann in Biberach, 1769 Universitätsprofessor in Erfurt, 1772 Erzieher des Prinzen Karl August in Weimar. Diesem wechselvollen Lebenslauf entsprechen auffallende Gegensätze in seinem Schaffen. Die ersten Erzeugnisse sind religiös-schwärmerischer Art, erwachsen aus einer strengen elterlichen Erziehung. Dann, als er zu Biberach mit dem Grafen Stadion in Verbindung trat, überkommen ihn Diesseitsfreude und Sinnlichkeit. Seine eigene Wandlung schildert er poetisch verklärt in dem „Bildungsroman" „Agathon" (1766/67), sie tritt am deutlichsten zutage in der gelungensten seiner leichtgeschürzten Verserzählungen: „Musarion" (1768). Wieder ernstere Auffassung zeigt der Roman: „Der Goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" (1772), worin er seine Anschauungen über Staat und Politik niederlegte. „Die Abderiten" (so hießen die Schildbürger der Antike) (1774) sind eine Satire auf die deutschen Kleinstädter. In seinem Meisterstück, dem phantasievollen, versgewandten Märchenepos „Oberon" (1780) offenbart er ein durch eine tiefe sittliche Idee geläutertes Rokoko. Mit seiner Zeitschrift „Der teutsche Merkur" war Wieland ein großer Anreger im deutschen Schrifttum; er begründet den neueren Roman, bringt den Reim wieder zu Achtung und wird Vorbild für einen gefälligen Stil.

G. E. Lessing

Gemälde von

Joh. Heinr. Tischbein

d. Ält. um 1755

Berlin, Nat. Galerie



Gotthold Ephraim Lessing (1729—81).

Wie Wieland das Rokoko und Klopstock den Pietismus, so verkörpert und durchgeistigt Lessing die dritte geistige Strömung des 18. Jahrhunderts: den Rationalismus, die Aufklärung.

Lessing ist zu Kamenz in der Oberlausitz als Pfarrerssohn geboren und studierte seit 1746 an der Universität Leipzig zunächst Theologie; er empfing hier reiche und vielseitige Anregungen. Dann ging er nach Wittenberg, um sich der Medizin zu widmen. Ein unruhiges Wanderleben brachte ihn seit 1748 mit Aufklärern (Nicolai, Mendelssohn), Schriftstellern und Kriegsleuten (General v. Tauentzien) in Verbindung. 1767 wurde er als Dramaturg nach Hamburg berufen und schließlich übernahm er 1770 die Stelle eines herzogl. Braunschweigischen Bibliothekars in Wolfenbüttel. In diese Zeit fallen die leidenschaftlichen Kämpfe des Aufklärers mit dem strenggläubigen Protestantismus. Schicksalsschläge und Krankheit verdüstern seinen letzten Lebensabschnitt.

Lessing ist der geborene Kunstrichter. In seinen kritischen Schriften, die eine glanzvolle Prosa auszeichnet, suchte er das innere Gesetz des künstlerischen Schaffens und gab damit dem deutschen Schrifttum Recht und Mut zu selbständiger Entfaltung. In den „Berliner Literaturbriefen" (seit 1759) und in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" (1767—1769) zerbrach er die geistigen Fesseln der französischen Vorbilder, an die sich Gottsched noch ängstlich geklammert hatte, durch den Nachweis, daß sie sich unberechtigt als Fortsetzer der klassischen Kunst der Antike aufspielten, und rückte die geistesverwandte englische Dichtung ins deutsche Blickfeld. Freilich mußten sich dabei auch

die Grenzen seiner rationalistischen, wenn auch sachlichen Kritik offenbaren. Im „Laokoon“ (1766) grenzte er Aufgaben und Möglichkeiten der Malerei und Plastik gegen die Dichtkunst ab: die bildende Kunst sei durch das räumliche Nebeneinander bedingt, während die Poesie das zeitliche Nacheinander schildere.

Die Kunstgesetze, die Lessing in seinen theoretischen Schriften erarbeitet hatte, verwirklichte er in Dramen, die trotz ihres verstandesmäßigen, schulbeispielhaften Aufbaus zu den besten deutschen Dichtungen gehören. Schon in „Miß Sara Sampson“, dem ersten bürgerlichen Trauerspiel unseres Schrifttums (1755), geht er andere Wege als das bisherige Geschichtsdrama mit seinen „Haupt- und Staatsaktionen“; im „Philotas“ (1759) feiert er, durch die Zeitverhältnisse entzündet, den Tod fürs Vaterland. Den Grund zum deutschen Drama der neuen Zeit aber legt er mit seinen drei Hauptwerken. „Minna von Barnhelm“ (1767), das älteste Lustspiel unserer heutigen Bühne, zeichnet prächtige Charaktere, aufrechte deutsche Soldaten aus Friedrichs d. Gr. Heer, hochgesinnte, kluge Frauen in den verschiedensten Schichten der damaligen Gesellschaft und als Gegenbild den französischen Abenteurer und Glücksritter Riccaut. Ein tiefernster Gegenstand, die rechte Wertung der Ehre, wird in beschwingter Form und volkstümlicher Prosa so behandelt, daß beide Hauptpersonen reifer aus der Krise hervorgehen.

Im Trauerspiel „Emilia Galotti“ (1772) kleidet Lessing ein Motiv der römischen Sage in das Gewand seiner Zeit. Es ist ein Aufbäumen der sittlichen Gesundheit gegen eine in Bosheit und Schwäche entartete Gesellschaft. Diesem Grundgedanken zuliebe wird freilich der Ausgang etwas künstlich erzwungen, so daß die Tragik nicht ganz überzeugt.

Ganz beherrscht vom Geist der Aufklärung ist Lessings formvollendetste Schöpfung, das Schauspiel „Nathan der Weise“ (1779). Die drei monotheistischen Religionen (Christentum, Judentum und Islam) werden darin nicht nur als moralisch gleichwertig, sondern als unerkennbar in ihrem Wahrheitsgehalt hingestellt; denn die wahre Religion liege in der Ausübung werktätiger Nächstenliebe (Humanität); dies ist der Sinn der Parabel von den drei Ringen, die den künstlerischen Höhepunkt bildet. Daß dem überragenden Geist und Charakter Nathans in dem Tempelherrn Leu von Filneck nur ein recht farbloser Vertreter des Christentums gegenübergestellt worden ist, erklärt sich aus der Bitterkeit der theologischen Kämpfe Lessings mit den Vertretern der evangelischen Orthodoxie. Die literarische Bedeutung des Stücks liegt in der glänzenden Dialogführung und in der vollendeten Anwendung des fünffüßigen Jambus (Blankvers), der seitdem herrschend im deutschen Drama geworden ist.

Lebendig geblieben sind großenteils auch Lessings schlagende Epigramme, lehrreiche Fabeln und anakreontische Lieder. Seine geschichtliche Rolle aber liegt doch in der Begründung eines deutschen Dramas, in seinem läuternden Einfluß auf die neuere deutsche Poesie, in seinem Durchbrechen zu einer kristallklaren, schwulstlosen deutschen Prosa.

J. G. Herder

Gemälde von

Anton Graff

1785

Halberstadt, Gleimhaus



Johann Gottfried Herder (1744—1803).

Zu Mohrungen i. Opr. als Sohn eines Lehrers geboren, wuchs Herder in Armut auf, kam durch Unterstützung auf die Universität Königsberg, ward ein eifriger Schüler Kants (1724—1804) und ein Freund des mystisch gerichteten J. Gg. Hamann (1730—88). 1764 wurde Herder Prediger in Riga und trat nun als Schriftsteller hervor. („Fragmente über die neuere deutsche Literatur" 1767/68 und „Kritische Wälder" 1769). In seiner Kritik kommt aber nicht nur der sichtende Verstand, sondern auch das Gefühl zu Wort. 1769 reiste er nach Paris, das ihm reiche Anregungen bot, von da 1770 nach Straßburg, wo ihn ein Augenleiden länger festhielt. Zum Glück, möchten wir sagen, denn sein Meinungsaustausch mit dem jungen Goethe, der damals dort studierte, wurde fruchtbar für die deutsche Literatur. Vom Prediger in Bückeburg stieg Herder dann zum Generalsuperintendenten in Weimar auf. Krankhafte Überreizung verdüsterte den Lebensabend des Anregers und Wegweisers. Er schied scharf Kunst- und Naturpoesie: „Kunst kommt und löscht die Natur aus." Seine Erkenntnis, daß jede Nationaldichtung ihre eigene Art und Grundlage hat, erschloß die Quellen des deutschen Volkstums. Shakespeare ist ihm das Vorbild. Die Bibel preist er als Muster echter Poesie. 1778/79 veröffentlichte er eine Sammlung der schönsten Volkslieder, später „Stimmen der Völker in Liedern" betitelt; sie wurde fruchtbar für die ganze Volksliedforschung im 19. Jahrhundert. Meisterhaft in der Einfühlung ist seine Übersetzung der spanischen Romanzen vom Cid nach französischen Ausgaben. Nur teilweise in die Schrifttumsgeschichte gehört sein größtes Werk: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", ferner die „Schulreden" und die „Briefe zur Beförderung der Humanität".



Friedrich Maximilian
von Klinger
Zeichnung
von Goethe (1775)

Sturm und Drang (1770—90).

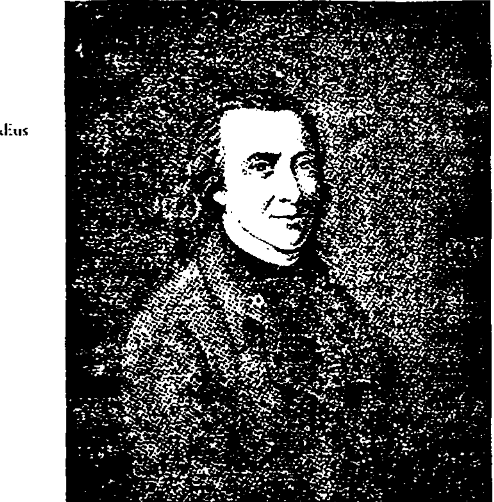
Herders neue Auffassung vom Wesen der Poesie wurde von der dichtenden Jugend Deutschlands mit Begeisterung aufgenommen. Sie führte zur Umwälzung der Kunstanschauungen, zu einem Kampf gegen die nüchterne Aufklärung. Diese literarische Revolution nennen wir „Sturm und Drang". Sie verlangte unter dem Schlagwort J. J. Rousseaus: „Zurück zur Natur" eine neue, naturwahre Kunst unter Preisgabe jeder überlieferten Regel. Sie will für Leben und Lebensdarstellung volle Freiheit in Familie, Gesellschaft und Staat und lehnte sich gegen jeden Zwang auf. Sie gipfelte in Tyrannenhaß und Erhebung gegen Ordnung und Gesetze. So büßt Christian Schubart (1739—91) seine grimmigen Lieder mit zehnjähriger Haft auf dem Hohenasperg. Die starke Betonung des Gefühls führte zu Empfindsamkeit und Leidenschaft. Die „Originalgenies", selbstherrliche Menschen, die kein Gesetz und Maß anerkennen, werden gefeiert; sie sind vielfach ein Abbild der Dichterleben selbst. Die Stärke einer solchen Bewegung liegt naturgemäß im Drama.

Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) eröffnet die Reihe mit seiner Hungerturmtragödie „Ugolino" (1763), in der er Shakespeare nachahmt. J. M. Reinhold Lenz (1751 bis 1792), eine starke dichterische Begabung, behandelt soziale und politische Fragen („Die Soldaten"). Fr. M. Klinger (1752—1831) schrieb das Drama „Sturm und Drang", das der Bewegung den Namen gab, ferner den Roman „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt" (1791). Oft gedruckt, aufgeführt und nachgeahmt wurde das Stück „Die Kindermörderin" von Heinrich Leopold Wagner (1747—79). — Der einzige Lyriker dieses Kreises ist der Maler Friedrich Müller (1749—1825) mit seinen vorzüglichen Idyllen.

Matthias Claudius

Ölgemälde

von Leisching



Der Hainbund.

Im Jahre 1772 schlossen sich in einem Wald bei Göttingen dichtende Studenten zu einem Bund zusammen, den sie nach Klopstocks berühmter Ode „Der Hügel und der Hain" einfach „Hain" nannten. Ihre Vorbilder waren denn auch Klopstock und Herder. Sie sind beseelt von Freundschaft, Freiheit, vaterländischer Begeisterung, Naturliebe, alles in starke Empfindsamkeit getaucht. So sind sie meist Lyriker. Der liebenswürdige, leider jung verstorbene Hannoveraner Ludwig H ö l t y (1748—76) singt Lieder voll zarter Schwermut. Der Mecklenburger Joh. Heinrich V o ß (1751—1826) freute sich in seinen Idyllen „Luise" und „Der siebzigste Geburtstag" an gemütvoller Häuslichkeit; eine bleibende Leistung ist seine meisterhafte Übersetzung der „Odyssee" (1781). Der Holsteiner Matthias C l a u d i u s (1740—1815) gab den „Wandsbecker Boten" heraus und dichtete schlichte Lieder von großer Innigkeit („Der Mond ist aufgegangen, die goldenen Sternlein prangen am Himmel hell und klar") und echter Kraft („Stimmt an mit hellem, hohem Klang!"). Er ist noch heute vielen Menschen ein treuer Begleiter im Leben. Gottfried August B ü r g e r (1747—94) aus der Gegend von Halberstadt, eine echte Sturm- und Drangnatur, der Schöpfer und Erwecker der deutschen Ballade, begründete 1773 mit der berühmten „Lenore" seinen Dichterruhm. Ihr nicht gleichwertig, aber doch noch heute lebendig, sind „Das Lied vom braven Mann", „Die wilde Jagd", „Der Kaiser und der Abt". Der Dramatiker des Hainbundes ist Joh. Anton L e i s e w i t z (1752—1806) mit seinem leider einzigen Trauerspiel „Julius von Tarent". Die Handlung (Motiv: Die feindlichen Brüder, die dasselbe Mädchen begehren) erinnert in manchem an die ein Jahrzehnt später geschriebene „Braut von Messina".

Johann Wolfgang von Goethe (1749—1832).

Goethe ist am 28. August 1749 als Sohn bürgerlicher Eltern zu Frankfurt a. M. geboren. Über seiner Jugend waltete ein freundlicher Stern. Reich begabt, vielseitig vorgebildet und getragen von der kulturellen Vergangenheit seiner Heimatstadt, studierte er Rechtswissenschaft zu Leipzig (1765—68) und Straßburg (1770—71), wo er mit Herder in Berührung kam und vom „Sturm und Drang" erfaßt wurde. Der erste entscheidende Einschnitt in seine Lebensgestaltung war im Spätherbst 1775 die Einladung des Herzogs Karl August nach Weimar, wo er für sein ganzes Leben seßhaft wurde, der zweite seine italienische Reise (1786—88), auf der er sich an der „stillen Größe" der Antike bildete. Rastlos tätig als Staatsminister, Theaterleiter, Naturforscher und Dichter wird er der Mittelpunkt des Weimarer Kreises, Schöpfer und Anreger vollendeter Kunst und Wissenschaft.

Goethe nennt seine Dichtungen Bruchstücke einer „großen Konfession", das soll heißen, daß er alles, was er dichterisch formte, innerlich selbst durchlebt und in schweren seelischen Erschütterungen geklärt hat.

Von seinen e p i s c h e n Dichtungen erschien zuerst (1774) der Roman „Die Leiden des jungen Werther", ein Werk seiner Sturm- und Drangzeit, das ganz Deutschland zu Tränen rührte; es ging auf Erlebnisse in Wetzlar und Frankfurt zurück. Auch der Erziehungs- und Entwicklungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1776—96) gibt viel Persönliches. Eine Art Fortsetzung ist der didaktische Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (1825—29); sein Grundgedanke heißt Arbeit und Entsagung. Die „Wahlverwandtschaften" (1809), das künstlerisch geschlossenste Spätwerk, zeugt abermals von einem schweren Kampf des Dichters zwischen Liebe und Pflicht. Ein Meisterwerk der Erzählkunst ist die Selbstbiographie: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" (1811—14), die leider nur bis 1775 führt. Auch zwei reizvolle Epen in Hexametern hat uns der Meister geschenkt: die Umdichtung der Tierfabel „Reineke Fuchs" (1793) und das bürgerliche Epos „Hermann und Dorothea" (1796—97), in dem sich die Wirren der französischen Revolution spiegeln.

Die L y r i k Goethes, gleichfalls überwiegend ein Selbstbekenntnis von seltener Treue, reiht ihn den größten Lyrikern aller Zeiten und Völker ein. Vielgestaltige Liebeserfahrung spricht gleich echt und unmittelbar im Volkston („Heidenröslein", „König von Thule") wie im klassischen Versmaß („Römische Elegien"), in Sinnsprüchen („Westöstlicher Diwan") wie in Epigrammen („Xenien") zu uns. Perlen unserer Liedkunst stammen von ihm („Wanderers Nachtlied", „Über allen Gipfeln ist Ruh"), aber auch einige unserer schönsten Balladen („Der Fischer", „Der Erlkönig", „Der Sänger") hat er geschrieben.

Nach einigen zeitbedingten Stücken im Rokokostil überraschte Goethe die Welt mit einem kernigen, blutvollen D r a m a „Götz von Berlichingen" (1773), das trotz lockeren Baus und starker Abhängigkeit von Shakespeare alle Er-

Goethe

Ölbild von Stieler

(1828)

zeugnisse des „Sturms und Drangs“ weit hinter sich läßt. Der „Egmont“ ist in der frühesten Fassung noch eine Fortführung dieser Linie, dann aber läutert sich Goethes Schaffen durch die Berührung mit dem Erbe des Altertums und der überarbeitete „Egmont“, „Iphigenie auf Tauris“ und „Torquato Tasso“, alle drei während oder unmittelbar nach der italienischen Reise vollendet, erreichen einen noch nicht dagewesenen sittlichen Rang, Reichtum der seelischen Empfindung, Schliff und Klang der Sprache.

Goethes ganzes Leben umspannt die Arbeit an der „Faustdichtung“. Spuren davon weisen bereits in seine Frühzeit, er arbeitet daran in den ersten Weimarer Jahren, selbst während der italienischen Reise läßt ihn der Stoff nicht los und nach der Heimkehr nimmt er ihn erneut vor. 1790 gab er dann, an der Vollendung des Ganzen verzweifelnd, ein Bruchstück heraus; unter Schillers Einfluß wurde schließlich doch der erste Teil 1806 abgeschlossen, während der zweite erst kurz vor seinem Tod vollendet ward. Der gar nicht tiefsinnigen oder hintergründigen Sagengestalt des Volksbuchs vom Dr. Faust, das ihm die erste Anregung bot, hat der geniale Dichter einen ganz neuen Inhalt verliehen: Faust verkörpert bei ihm den wissens- und verstandesstolzen Menschen, der beschämt erkennen muß, daß auch dem überragendsten Menschen unüberschreitbare Grenzen gesetzt sind. Er erreicht schließlich durch Arbeit für andere seine irdische Befriedigung, durch Gottes Liebe und Gnade seine überirdische gottgewollte Vollendung.

Goethe hat, mit leidenschaftlicher Hingabe forschend, auch am Aufstieg der Naturwissenschaften mitgearbeitet; besonders seine Farbenlehre gab reichste Anregung.

Goethe starb am 22. März 1832 und wurde in der Fürstengruft zu Weimar neben Schiller beigesetzt.

Friedrich von Schiller (1759—1805).

Der Lieblingsdichter des deutschen Volkes hat ein schaffensfrohes, aber kampfreiches Leben gelebt, er hat sich durch seinen idealistischen Schwung und seinen sittlichen Ernst immer wieder die Herzen seines Volkes erobert und ist ihm zur Stütze in jeder Notzeit geworden.

Johann Christoph Friedrich von Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg geboren und wuchs unter der Obhut biederer Eltern auf. Auf Befehl des Landesherrn Karl Eugen studierte er auf der Militärakademie in Stuttgart zunächst Rechtswissenschaft, dann Medizin. 1782 floh der junge Regimentsmedikus, da ihm das Dichten verboten wurde, aus Stuttgart. Eine unruhige Wanderzeit führte ihn nach Mannheim, Bauerbach, Leipzig, Dresden und Weimar. Karl Augusts Gunst machte ihn 1789 zum Professor für Geschichte in Jena. Das gründliche Studium der Philosophie Kants, aus der ihm die Idee der sittlichen Freiheit erwächst, gliedert sein Schaffen in zwei deutlich unterschiedene Hälften. Seine fruchtbarste Zeit waren die Jahre seiner Freundschaft mit Goethe seit 1794. Am 9. Mai 1805 verschied er in Weimar.

Schillers erste dichterische Tätigkeit zeigt viele verwandte Züge mit dem Sturm und Drang, ist aber doch weltanschaulich schon darüber hinausgewachsen. Mit der Aufführung seines Schauspiels „Die Räuber" (Januar 1782) war er zwar schlagartig berühmt geworden, da die Anspielungen auf die Zeitverhältnisse vielen aus der Seele sprachen, aber er hatte dadurch auch die Brücken hinter sich abgebrochen. Unter innerer und äußerer Not verfaßte er das Trauerspiel „Die Verschwörung des Fiesko in Genua" (1783) und bald darauf die erste große bürgerliche Tragödie „Kabale und Liebe" (1784). Eine schwer errungene Wandlung vom Kämpferischen zum Künstlerischen und eine Läuterung seines Freiheitsgedankens im „Don Carlos" (1787) schließt diese Wanderzeit ab.

Seine geschichtlichen Studien, in ihren Forschungsergebnissen längst überholt, leben doch noch in zwei durch Aufbau und Sprache mustergültigen Prosawerken: „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande" und „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges". Stil und Darstellung haben die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts reich befruchtet. Edle Sprache und Gedankentiefe zeigen auch seine kleineren historischen Aufsätze und seine philosophisch-ästhetischen Schriften „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", „Über naive und sentimentalische Dichtung".

Der Gedankenaustausch mit Goethe führte Schiller zur Poesie zurück. Spannunggeladen und von einer sittlichen Idee durchdrungen sind seine großen Balladen, die „Bürgschaft", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Graf von Habsburg", „Der Kampf mit dem Drachen" u. a. Seine Geschichts-, Kultur- und Gesellschaftsauffassung spricht aus gedankenreichen, nur oft allzu lehrhaften, aber formvollendeten Gedichten wie dem „Spaziergang", dem „Eleusischen Fest" und dem „Lied von der Glocke".

Fr. von Schiller
Nach dem Gemälde von Ludovika Simanowitz (1794)



Das reiche dramatische Leben in seinen Balladen verrät schon den unverändert gebliebenen Grundzug seines dichterischen Wesens, der sich jetzt, gereinigt und gebändigt, desto großartiger entfalten konnte. Wie keiner vor und nach ihm beherrscht Schiller die Mittel und Möglichkeiten der Bühne. Mit der Trilogie „Wallenstein" erreichte er 1799 nach der großen Schaffenspause seine dichterische Meisterschaft. Es ist die erste große historische Charaktertragödie unseres Schrifttums, „so groß, daß in seiner Art nichts Ähnliches zum zweitenmal vorhanden ist" (Goethe). Bereits 1800 erschien „Maria Stuart", ebensosehr die Tragödie der Schönheit wie der Staatskunst, 1801 die romantische Tragödie „Die Jungfrau von Orleans", durch Sprache, zeitnahen Stimmungsgehalt und das Rührende des Gegenstands uneingeschränkte Begeisterung weckend. Seine Vertiefung in das griechische Drama verlockte ihn zu dem vergeblichen Versuch, in der „Braut von Messina" einen frei erfundenen, unter die Schicksalsidee gestellten Stoff auch für den modernen Menschen tragisch erscheinen zu lassen; er stand in Widerspruch zu der Sorgfalt, womit er sonst die Handlung aus den Charakteren entwickelt; auch die Wiedereinführung des Chors erwies sich als verfehlt. Mitreißende Wirkung wohnt dagegen dem Schauspiel „Wilhelm Tell" (1804) inne, so daß Leser und Zuschauer den etwas lockeren dramatischen Bau gern übersehen. Mit seiner Verfechtung der unveräußerlichen Freiheitsrechte ist dieses Stück unbeabsichtigt das vaterländische Spiel des deutschen Volkes geworden, dessen Freiheit eben damals von außen her vergewaltigt wurde. Ehe Schiller den großangelegten „Demetrius" vollenden konnte, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand.



J. P. Hebel
Stich von F. Müller

Eine Brücke zwischen Klassik und Romantik bilden zwei Zeitgenossen Goethes in Süddeutschland:

Johann Peter Hebel (1760—1826).

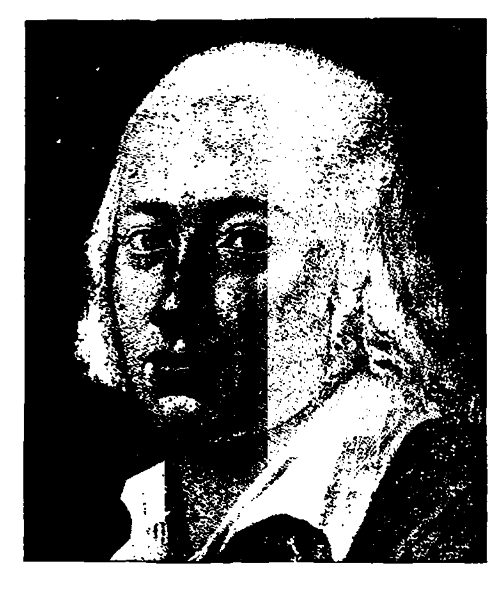
Aus schwäbischem Blut und auf alemannischem Boden aufgewachsen, stieg Hebel aus eigener Kraft auf; er wurde evangelischer Theologe, schließlich der oberste Geistliche seiner Landeskirche. Seinen Dichterruhm begründeten die „Alemannischen Gedichte", beste Erzeugnisse der Mundart. Im „Rheinischen Hausfreund" schickte er seit 1808 seine unterhaltenden, unaufdringlich belehrenden und erziehenden Erzählungen (z. B. Kannitverstan, Der geheilte Patient) in die Welt. Gesammelt im „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes", gehören diese Anekdoten um ihres feinen Humors und ihrer Menschenbeobachtung willen zum bleibenden Besitz des deutschen Volkes.

Jean Paul (1763—1825).

Johann Paul Friedrich Richter wurde als Sohn eines Pfarrers zu Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren. Durch den frühen Tod seines Vaters in Not geraten, wurde er Schriftsteller. Der Riesenerfolg seiner Romane und Idyllen brachte ihm einen heiteren Lebensabend in Bayreuth. Er zeigt Belesenheit bis zum Überdruß, ist aber auch Meister der humorverklärten Kleinmalerei („Schulmeisterlein Wuz", „Quintus Fixlein", „Die Flegeljahre", „Der Titan"). J. Paul war der volkstümlichste Schriftsteller seiner Zeit, mehr gelesen und angeschwärmt als Schiller und Goethe. Er verbindet die Empfindsamkeit mit der Romantik und ist trotz großer Weitschweifigkeit der Wegbereiter für Stifter, Raabe und andere Erzähler des 19. Jahrhunderts. Zugleich aber ist er ein Humorist, der unter Tränen zu lächeln weiß.

F. Hölderlin

Pastellgemälde von Hölderlins Jugendfreund F. Hiemer 1792



Johann Christian Friedrich Hölderlin (1770—1843).

> Nur e i n e n Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
> Nur e i n e n Herbst zu reifem Gesange mir,
> Daß williger mein Herz, vom süßen
> Spiele gesättigt, dann mir sterbe!

In diesen Versen hat einer der zartesten, reinsten und unglücklichsten Dichter, der ewige Jüngling Hölderlin, sein Geschick vorausgeahnt.

Am Vorabend des ersten Frühlingstags, am 20. März 1770, wurde er zu Lauffen am Neckar geboren. Gemeinsam mit Schelling und Hegel studierte er im Tübinger Stift Theologie, wandte sich aber bald der freien Wissenschaft und der Dichtung zu. Schillers Persönlichkeit zog ihn in ihren Bann, aber unbegreiflicherweise floh er aus Jena, ehe er innere Hilfe und Weisung empfangen hatte. Als Hauslehrer in Frankfurt a. M. verehrte er schwärmerisch Susette Gontard, die Mutter seiner Zöglinge; in ihr sah er sein Ideal, Diotima, „die Griechin". Als er sich 1798 von ihr trennen mußte, wanderte er weit umher. Vom Wahnsinn befallen, lebte er noch vierzig lange Jahre in Tübingen.

Die dichterische Ernte dieses Lebens ist nicht umfangreich, wiegt aber schwer. Besonders als L y r i k e r kündet er von Göttlich-Mythischem. Nach einer besseren seelischen Heimat sucht klassisch gerichteter Geist in seinem Roman „Hyperion". Sein Drama „Der Tod des Empedokles" nimmt dichterisch sein eigenes Los voraus. Seine Übersetzungen griechischer Dramen sind echte Nachdichtungen. Für uns und für spätere Zeiten aber wird er als der große elegische Sänger in seinen Oden fortleben, der dem seligen Los der Götter, die er liebte, immer das leidvolle Dasein des Menschen gegenüberstellte, das er leben mußte.



Friedrich Schlegel Wilhelm Schlegel

Nach einer Zeichnung von A. von Bettler

Die Gebrüder Schlegel.

Gegenwirkung und Ergänzung des großen klassischen Zeitalters ist die Romantik, welche die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts beherrscht. Im Sturm und Drang wurzelnd, überwindet sie die nüchterne Aufklärung, indem sie die Wärme des Gemüts, oft allerdings auch Schwärmerei und Träumerei einseitig betont. Ihre Sehnsucht in die Ferne zieht sie zum deutschen Mittelalter, sie freut sich an ritterlichem Treiben, an gotischer Baukunst und an dem Reichtum christlichen Glaubenslebens. Sie greift aber auch über die Grenzen deutscher Kultur und Geschichte hinaus, wendet sich Shakespeare, dem romanischen Süden und dem Orient zu. Sie bringt auch neue Anregung für Malerei, Musik und Wissenschaft.

Als Begründer der romantischen Schule gelten die beiden Brüder aus Hannover: August Wilhelm Schlegel (1767 bis 1845) und Friedrich Schlegel (1772–1829); sie sind nicht so sehr schöpferische Talente wie vielmehr große und geistreiche Anreger („Athenäum" 1798–1800). Sie hielten allenthalben schöngeistige Vorlesungen und erweiterten das Verständnis ihrer Zeitgenossen für die großen Werke der Weltliteratur, besonders die spanischen und italienischen. Wilhelm, ein Meister der Übersetzungskunst überhaupt, verdeutschte Calderon, Dante, Petrarca, Ariost, Tasso, vor allem aber schenkte er zusammen mit dem Grafen Wolf Baudissin der deutschen Bühne die erste mustergültige Shakespeare-Übersetzung. Friedrich begründete auch mit seinem Werk über Sprache und Weisheit der Inder die Erforschung der indischen Sprache und Kultur (Indologie) und die vergleichende Sprachforschung, die im 19. Jahrhundert vielseitige Erkenntnisse zeitigte. Kraftvolle Aufrufe zur Erhebung Österreichs gegen Napoleon zeigen seine patriotische Gesinnung: „Es sei mein Herz und Blut geweiht, Dich Vaterland zu retten!"

F. von Hardenberg (Novalis) Kupfer von Eduard Eichens



Novalis (1772—1800).

Der Hauptvertreter der Frühromantik ist der frühvollendete Friedrich v. Hardenberg (Novalis). Der Verlust seiner fast noch kindlichen Braut und die Ahnung nahen Todes entrückten ihn der Welt und ließ ihn in allem Diesseitigen nur Symbole des Überirdischen sehen. So bauen seine „Fragmente" zur Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft ein Weltbild voll katholischer Gläubigkeit auf. Die edelsten Blüten seiner oft ins Mystische gesteigerten Religiosität, die frommen Lieder „Ich sehe dich in tausend Bildern" und „Wenn alle untreu werden", sind noch heute lebendig. Nacht und Schlummer sind ihm Abbilder und Vorstufen der Ewigkeit, die den Menschen aus den Bauten der Geschäftigkeit lösen („Hymnen an die Nacht" 1799). Das Suchen nach der „blauen Blume" in seinem unvollendeten Künstlerroman „Heinrich von Ofterdingen" ist kennzeichnend für das unendliche Sehnen der ganzen Romantik.

Ludwig Tieck (1773—1853).

Dieser talentvolle Berliner Mitbegründer der älteren Romantik entfaltete eine vielseitige Tätigkeit ohne rechte Tiefe. Er bot seiner Zeit Minnedichtungen des Mittelalters, alte Volksbücher, Märchenstoffe und Sagen (Genoveva, Fortunat) in neuer Form dar und arbeitete an der großen Shakespeareübersetzung mit. Den Werdegang eines Künstlers zeigt er in „Franz Sternbalds Wanderungen". Da er das Psychologische stark betonte, nennt man ihn oft den Begründer der modernen Novelle („Der Aufruhr in den Cevennen"). Er überlebte jedoch seinen Ruhm.

Heinrich von Kleist (1777—1811).

Die Neigung der Romantik zum Ausmalen von Stimmungen vertrug sich schlecht mit den strengen Formen des Dramas. Eine so durch und durch dramatische Begabung wie Kleist mußte sich daher immer wieder in unglücklicher Liebe und Sehnsucht zur klassischen Formbeherrschung hingezogen fühlen, auch wenn er in echt romantischer Art das Gefühl, das Schicksalhafte und Hintergründige zur Grundlage seines Lebens und Schaffens machte. In Frankfurt a. d. O. als Sproß des märkischen Adels geboren, trat er fünfzehnjährig ins Heer ein, nahm aber schon 1799 als Leutnant den Abschied, um Philosophie zu studieren. Dabei aber erkannte er erschüttert, daß die innere Gewißheit nicht immer mit der äußeren Wirklichkeit übereinstimmt. Ruhelos wanderte er nach Paris an den Herd der Revolution, in die Schweiz, um Rousseaus Naturideal zu erleben. Aus der ruhigeren Zeit als Beamter in Königsberg, wo die ersten größeren Werke entstanden, riß ihn der Zusammenbruch Preußens. Von den Franzosen als Spion verdächtigt, wurde er nach Frankreich gebracht. Wieder freigelassen, forderte er von Dresden und Berlin aus in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe zum Kampf gegen Napoleon auf. Aber seine Werke konnte er nicht aufführen lassen und so stand er nun mittellos da. An sich und dem Vaterland verzweifelnd, erschoß er sich 1811 am Wannsee bei Potsdam.

Sein Erstlingswerk, das Schicksalsdrama „Die Familie Schroffenstein“ (1803), entstanden aus seiner Erkenntniskrise, zeigt die Dämonie des ausweglosen Verhängnisses. Mit dem „Robert Guiscard“ dachte er Goethe „den Kranz von der Stirne zu reißen“, aber der Höhepunkt des Dramas liegt bereits im ersten Akt, er fand keine Steigerung mehr und verbrannte das unvollendete Werk. Erst „Amphytrion“, entstanden in der Königsberger Zeit, zeigt Kleist auf der Höhe des Könnens. Er vertieft die Komödie Molières und kommt nah an die dem Stoff innewohnende Tragik heran. Der „Zerbrochene Krug“ gehört zu den besten deutschen Lustspielen. In einem einzigen Akt läßt der Dichter aus einer unbedeutenden Kleinigkeit die Charaktere der Menschen offenbar werden. An dem Dorfrichter Adam, der bei der Flucht aus Evchens Zimmer den Krug zerbrochen hat und nun über sich selbst zu Gericht sitzen muß, ohne es merken zu lassen, will uns der Dichter den Widersinn der Welt vorführen. In „Penthesilea“ (1808) geht die Amazonenkönigin unter, weil sie ihrem inneren Gefühl nicht folgt. Kleists Darstellung der Antike ist der Ansicht Goethes vom Griechentum gerade entgegengesetzt und auch sonst stieß den auf innere Ausgeglichenheit Bedachten das Maßlose des Ausdrucks und Empfindens ab und verbarg ihm die Schönheit und Genialität dieser Dichtung.

H. von Kleist

Gemälde

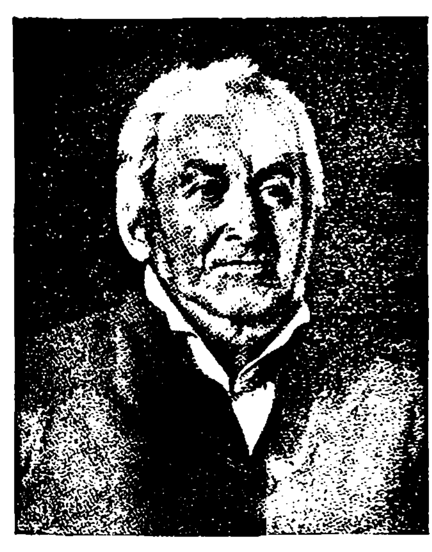


In dem Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn" sind Natur und Menschentum ganz romantisch mit glücklichen, traumhaften Augen gesehen. Käthchen selbst stellt des Dichters Gedanken über Wesen und Aufgabe der Frau dar; es wird glücklich, weil es sich, anders als Penthesilea, ganz von seinem Gefühl leiten läßt.

Bald nach dem Zusammenbruch Preußens geschrieben, sollte die „Hermannsschlacht" (1808) Haß gegen Napoleon und Mut zum Befreiungskampf entzünden. Das Drama „Prinz Friedrich von Homburg" (1809/10) dagegen verherrlicht den aus sittlicher Bindung stammenden Gehorsam. Der wilde Haß ist nun einer abgeklärten Weisheit, einer edlen und strengen Staatsauffassung gewichen. Aber beide Schauspiele durften nicht aufgeführt werden, nur zwei seiner Werke kamen überhaupt zu seinen Lebzeiten auf die Bühne.

Als echter Dramatiker erweist sich Kleist auch in seinen Novellen: er bietet darin meist tragische Einzelschicksale in knapper, realistischer Darstellung. „Das Erdbeben in Chili" und „Die Verlobung in St. Domingo" bringen die Macht des Schicksals über die Liebe zum Ausdruck. Eine der besten deutschen Novellen ist der „Michael Kohlhaas", das bewegte Bild eines Mannes, dessen Ehrgefühl keine ungerechte Entscheidung duldet und der deshalb lieber zum Anführer einer Räuberbande wird; zu spät erst sieht er das Überhebliche seines Beginnens ein.

Vielen Helden seiner Dichtungen wurde wie dem Dichter selbst der Wahlspruch „Alles oder nichts" zum Verhängnis. Seine Zeit verstand ihn nicht, erst unser Jahrhundert wurde ihm gerecht.



E. M. Arndt

Gemälde

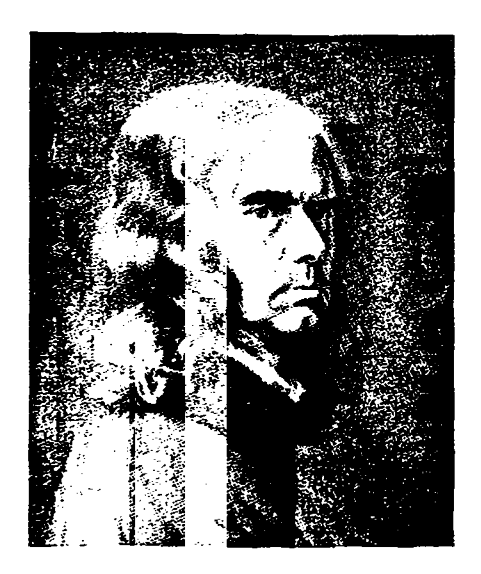
von J. Röting

Ernst Moritz Arndt (1769—1860).

Das Traumleben der Romantik zerriß der Kriegslärm der napoleonischen Zeit. In dem Bauernsohn Arndt aus Schoritz auf Rügen verband sich christlicher Geist mit deutscher Gesinnung zu ernster Gewissenserforschung und Mahnung. Ursprünglich Theologe, las er seit 1800 in Greifswald über Geschichte. Im „Geist der Zeit" und später in sprachgewaltigen Flugschriften („Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze") arbeitete er an der sittlichen Erneuerung. Mit der Ächtung durch Napoleon begann ein unstetes Wanderleben. Seine vaterländischen Lieder („Der Gott, der Eisen wachsen ließ") sind echt und sangbar. 1818 wurde er Universitätsprofessor in Bonn, dann wegen angeblicher demagogischer Umtriebe entlassen, aber 1840 wieder eingesetzt. 1848 gehörte er der Nationalversammlung an.

Theodor Körner (1791—1813).

Eine viel reichere dichterische Begabung war Körner, doch blieb ihm die eigentliche Bewährung versagt. Ein künstlerisch anregendes, mit Schiller eng befreundetes Elternhaus ebnete ihm den Weg ins poetische Schaffen; schon als Zwanzigjähriger wurde er Hofburgtheaterdichter in Wien. So zeigen seine Bühnenstücke noch die Schwächen des Anfängers: Überschwang, Häufung des Schaurigen, Einseitigkeit der Charaktere; aber sein reifstes, das Trauerspiel „Zriny", berechtigte doch zu großen Erwartungen. Da trat er 1813 in das Freikorps Lützow ein. Aus dieser Zeit des Kämpfens und Wagens stammen jene in „Leyer und Schwert" gesammelten Lieder, die ihn bleibend volkstümlich gemacht haben, darunter „Lützows wilde Jagd", „Vater, ich rufe dich", „Du Schwert an meiner Linken". In einem Gefecht bei Gadebusch in der Nacht zum 26. August 1813 ist er gefallen und wurde zu Wöbbelin begraben.



A. von Chamisso
Ölgemälde
von Robert Reinick

Friedrich Rückert (1788—1866).

Mit den Anfängen seines Dichtens, den „Geharnischten Sonetten“ zumal, gehört auch R ü c k e r t aus Schweinfurt zu den Freiheitsdichtern. Aber seine Lyrik ist viel weiter gespannt; ihre schönsten Blüten sind im „Liebesfrühling“ gesammelt, reizend sind auch seine Kindergedichte („Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt“). Gründliche sprachwissenschaftliche Forschungen führten ihn zur Lehrdichtung und zur Übersetzung orientalischer Dichtungen mit unerhört leichter, einfallreicher Handhabung der Sprache und Formen. In seiner „Weisheit des Brahmanen“ spricht er: „Der Apfel fällt gereift in seines Gärtners Hand. So fällt in Gott der Geist, der seine Reife fand.“

Adalbert v. Chamisso (1781—1838).

Die Verwurzelung in der Wissenschaft, die Aufgeschlossenheit für die Fremde und die Beherrschung mannigfaltigster Formen hat C h a m i s s o mit Rückert gemein. Als Kind durch die Revolution vom adeligen Stammsitz in Frankreich vertrieben, ist er zum echten deutschen Dichter geworden, aber das Gefühl der Heimatlosigkeit ist doch in ihm geblieben und hat in „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“ Ausdruck gefunden. Von seinen Gedichten sind u. a. „Frauenliebe und Leben“ durch Schumanns Vertonung lebendig geblieben, seine Balladen sind stimmungsvoll und romantisch.

August Graf Platen (1796—1835) war ebenfalls zunächst stark von der Romantik beeinflußt, verspottete aber dann in Aristophanischen Lustspielen seine romantischen Zeitgenossen. Ein achtjähriger Aufenthalt in Italien ließ zahlreiche Oden, Romanzen und Balladen reifen („Das Grab im Busento“, „Der Pilgrim von St. Just“), doch haftet seinen Versen fast stets etwas Kaltes, Künstliches an.



A. von Arnim
Ölgemälde
von Ströhling

Clemens Brentano (1778—1842).

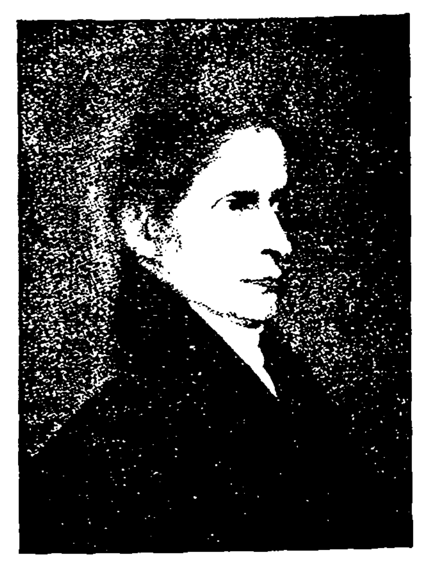
> „Hör', es klagt die Flöte wieder
> und die kühlen Brunnen rauschen.
> Golden weh'n die Töne nieder,
> stille, stille, laß uns lauschen!
> Holdes Bitten, mild' Verlangen,
> wie es süß zum Herzen spricht!
> Durch die Nacht, die mich umfangen,
> blickt zu mir der Töne Licht."

Die empfindsame, verträumte Lyrik des ruhelosen Brentano, dem sich die Grenzen zwischen Leben und Dichtung allzusehr verwischen, erreicht ihren Gipfel in den „Romanzen vom Rosenkranz", einem Zeugnis leidenschaftlicher Gottesliebe. Seine Phantasie berief ihn zum Märchendichter, nur fehlt ihm dazu die ungezwungene Einfachheit („Gockel, Hinkel und Gackeleia"); zuweilen gelangen ihm schlichte Erzählungen („Die Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl") und Balladen („Lore Lay").

Achim von Arnim (1781—1831).

Er war der Schwager Brentanos, kann sich aber an dichterischer Kraft mit ihm nicht messen. Gemeinsam gaben sie das Volksliederbuch „Des Knaben Wunderhorn" (1805—08) heraus, das einem glücklichen Sommer in Heidelberg entsprang. Damit war vollendet, was Herder begonnen: die erste deutsche Volksliedersammlung. Sie regte zur Beachtung und Nachbildung der Volksdichtung an und ist eine der größten Taten der Romantik. Sie erntete auch Goethes uneingeschränktes Lob. Arnims größtes eigenes Werk, der Roman „Die Kronenwächter", blieb unvollendet. Von seiner Gattin Bettina, der Schwester Brentanos, stammen die Romane „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (1835), worin echte und erdichtete Briefe Goethes und seiner Mutter verwoben sind, und „Dies Buch gehört dem König".

J. von Eichendorff
Gemälde nach F. Kugler
(1832)



Joseph von Eichendorff (1788—1857).

Dieser bedeutendste Lyriker der Romantik ist der Dichter der deutschen Landschaft, des Waldes, des Ahnungs- und Geheimnisvollen in der Natur, des ungestillten Heimwehs der deutschen Seele. Viele seiner oft vertonten Lieder („O Täler weit, o Höhen“, „In einem kühlen Grunde“), leben heute noch im Volk. Die Stoffe seiner Dichtungen hatte er in seiner Jugend auf Schloß Lubowitz in Schlesien und als Student in Halle und Heidelberg großenteils selbst erlebt. Von seiner Zusammenarbeit mit den Romantikern zeugt seine aus Aufsätzen zusammengeschweißte „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ (1857). 1813 meldet er sich als Freiwilliger, 1820 ward er Verwaltungsbeamter in Königsberg und Berlin. In dieser Zeit entstand der Roman „Ahnung und Gegenwart“ und schöne Novellen, darunter „Aus dem Leben eines Taugenichts“, die Verklärung des Wanderlebens mit allem Zauber der Romantik.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822).

Lange hat man in Hoffmann den größten deutschen Erzähler gesehen ,aber er ist zu sprunghaft, weitschweifig und verworren. Ein ruheloses Leben führte den Königsberger über Berlin, Posen, Warschau nach Bamberg und Dresden, wo er als Musiker wirkte. Ihm fehlt die romantische Hingabe an Religion und Philosophie, nicht aber die vielseitige Begabung: neben der Musik und Musikkritik treibt er das Zeichnen. Als Dichter fesselt ihn vorwiegend die „Nachtseite der Natur“. So verwendet er in dem Roman „Die Elixiere des Teufels“ das unheimliche Doppelgängermotiv und zeichnet im „Kater Murr“ sich selbst wie ein abgespaltenes Wesen. In der Oper von Jaques Offenbach „Hoffmanns Erzählungen“ finden wir die Motive des „Sandmanns“ und des „Rat Crespel“ wieder.



L. Uhland
Gemälde von
C. W. Morff
(1818)

Ludwig Uhland (1787—1862).

Ein Ausläufer der jüngeren und ausklingenden Romantik ist der „Schwäbische Dichterkreis", gekennzeichnet durch eine ausgesprochene Vorliebe für vaterländische Sage und Geschichte.

Sein Haupt war Uhland. Schon als Student der Rechte beschäftigte er sich viel mit Sprachwissenschaft und dem älteren deutschen Schrifttum, auch dann noch, als er 1819 seine politische Tätigkeit begann. 1829 wurde er Professor für deutsche Literatur in Tübingen, der Universität seiner Heimat. Dann finden wir ihn weiter politisch und literarisch tätig, 1848 ist er Mitglied des Frankfurter Parlaments. Enttäuscht zieht er sich zurück und verlebt einen stillen Lebensabend.

Uhland ist am bekanntesten durch seine Balladen, die freilich oft nur freundliche Verserzählungen aus Sage und Geschichte ohne äußerste Spannung und Zuspitzung sind; sie feiern besonders schwäbische Fürsten wie Eberhard den Greiner und ritterliches Leben („Des Sängers Fluch"). Seine Lyrik trifft das Volksempfinden und ist deshalb noch allenthalben lebendig: „Die Kapelle", „Frühlingsglaube", „Schäfers Sonntagslied", vor allem aber das unvergängliche Soldatenlied schlechthin: „Ich hatt' einen Kameraden".

Das Motiv deutscher Treue beherrscht seine Dramen: „Ernst, Herzog von Schwaben" und „Ludwig der Bayer", die musterhaft im Aufbau, aber völlig bühnenunwirksam sind. Von bleibendem Wert sind seine Forschungen über ältere deutsche Dichtung, besonders seine Arbeiten über Walther von der Vogelweide, über das Volkslied, und die Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder".

Kerner

Stich von A. Dutten-hofer



Justinus Kerner (1786—1862).

Von den schwäbischen Romantikern ist der Arzt Kerner mit einigen Gedichten bis heute volkstümlich („Wohlauf, noch getrunken", „Dort unten in der Mühle", „Der reichste Fürst"). Häufig mischt sich darein ein Zug des Schmerzes, des Schauerlich-Geisterhaften („An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes"); dem Hereingreifen der Geister in unsere Welt spürte er überall nach („Die Seherin von Prevorst"). Sein Haus zu Weinsberg am Fuß der Burg Weibertreu war seit 1819 ein Treffpunkt des literarischen Deutschlands; vielen half er in körperlicher und seelischer Not.

Gustav Schwab (1792—1850).

Diesem ältesten Schüler Uhlands gelangen Balladen und kleinere Lebensbilder recht gut („Der Reiter überm Bodensee", „Das Gewitter" mit dem erschütternden Schluß: „Vier Leben endet ein Schlag — und morgen ist's Feiertag"). Außerdem bearbeitete er die „Schönsten Sagen des klassischen Altertums", die „Deutschen Heldensagen" und die „Deutschen Volksbücher".

Wilhelm Hauff (1802—1827).

Dieser Frühvollendete ist der Sänger des volksliedhaften „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod" und „Steh ich in finstrer Mitternacht". Sein gemütvolles Erzählertalent, das sich Walter Scott zum Vorbild genommen hat, macht noch heute seinen schwäbischen Ritterroman „Lichtenstein" und seine Novellen („Jud Süß" „Die Bettlerin von Pont des Arts" u. a.) lesenswert. In den „Phantasien im Bremer Ratskeller" läßt er die Weingeister mit dem „steinernen Roland" zechen. Wirklichen Volksmärchen zum Verwechseln ähnlich sind seine Märchen vom „Kalten Herz", „Kalifen Storch" und „Kleinen Muck".



E. Mörike
Lithographie von
B. Weiß (1851)

Eduard Mörike (1804—75).

Hoch über dem ganzen Kreis dieser späten Romantiker steht Eduard Mörike. Der geborene Ludwigsburger norddeutscher Abstammung studierte Theologie und lebte viele Jahre lang als Pfarrer in Clever-Sulzbach, äußerlich still, innerlich aufgewühlt durch zwei schmerzliche Herzenserlebnisse („Peregrina“-Lieder). Später wirkte er als Lehrer der deutschen Literatur an einer Stuttgarter Mädchenschule. In diese Zeit fällt eine auf Liebe gegründete, aber doch unharmonische Ehe.

Sein hoher Wert als Lyriker wurde erst lang nach seinem Tod erkannt. Mit der schlichten Einfalt des Volkslieds verbindet er die glücklichste Vollendung der Form. Tiefe Frömmigkeit („Herr, schicke, was du willst“, „Zum neuen Jahr“) und sonniger Humor („Elfe“), Frühlingsjubel („Er ist's“) und Vergänglichkeitsbewußtsein („Denk es, o Seele“), Freude am Idyll („Der alte Turmhahn“, „Idyll vom Bodensee“) und am Balladenhaften („Schöne Rohtraut“, „Der Feuerreiter“) liegen in ihm vereint. In seinem allzu verwikkelten Roman „Maler Nolten“ gewinnt das Unheimliche die Oberhand. Echten Märchenzauber birgt das „Stuttgarter Huzelmännlein“ („Historie von der schönen Lau“) und ein wahres Meisterstück ist seine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, in der er uns ein Bild Mozarts und des Rokoko vor Augen stellt.

Friedrich Theodor Vischer (1807—1887).

Mörikes Freund Vischer hat die Kunstbetrachtung auf eine an Lessing gemahnende Höhe gebracht und überraschte 1879 mit seinem geistvollen, wenn auch uneinheitlichen Roman „Auch Einer“, mit einer wertvollen Gedichtssammlung „Lyrische Gänge“ und mit dem satirischen, von gekränkter Liebe zu Goethe eingegebenen „Dritten Teil des Faust“:

„Mitten wir im Leben"

Aus Michael Vehes

„Gesangbüchlein"

Leipzig 1537

(Handbuch der Musikwissenschaft)

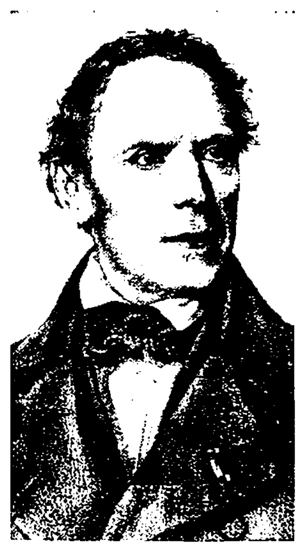


Das Kirchenlied.

Kirchenlied (= KL) nennt man das vom Volk während des Gottesdienstes in der Muttersprache gesungene, in Strophen geteilte Lied. Das echte KL ist voll Poesie, ohne Nüchternheit, Geziertheit und unfromme Leidenschaft. Es ist aus dem Volk erwachsen und vom Volk aufgenommen. Die ersten KL sind die „Leisen" (vom lat. Kehrreim „Kyrie eleison"), deren ältester das Loblied auf den hl. Petrus aus dem 9. Jahrhundert ist. Bereits Otfried von Weißenburg bestätigt das deutsche KL, wenn er sagt: „Thaz wir kriste sungun in unsara zungun". Aus dem 12. Jahrhundert sind schon 40 Liedertexte erhalten (z. B. „Christ ist erstanden"). Bald folgten Marienlieder und im 14. Jahrhundert deutsch-lateinische Mischlieder („in dulci jubilo!").

L u t h e r erhob das KL zum wesentlichen Bestandteil der protestantischen Liturgie und schuf neue Lieder (s. S. 47).

Zunächst wurde das KL auf fliegenden Blättern gedruckt und verbreitet, auch viele weltliche Volkslieder zu KL umgedichtet; bald bürgerten sich dann G e s a n g b ü c h e r ein (1524 ein evangelisches, 1537 Gsb. des Domdech. Leisetritt mit über 300 Texten. 1575 das Dillinger Diözesan-Gsb., 1586 das erste Münchener Gsb.). Im 17. Jahrhundert ist das KL ein Beweis für die vom Volk bewahrte lyrische Schaffenskraft (s. S. 50). Im 18. Jahrhundert traf der Frosthauch der Aufklärung die lyrisch-religiösen Kräfte; doch brachte der Pietismus (Tersteegen, Graf Zinzendorf) manches gefühlswarme Lied hervor. Gellerts Dichtungen (s. S. 56) neigen mehr zum Betrachten. Die Romantik lenkte den Blick auf das alte vergessene KL und wurde für das katholische wie evangelische gleich fruchtbar (Brentano, Eichendorff, Luise Hensel, Heiner Bone, G. M. Drewes u. a.). Im Lauf der Jahrhunderte wechselten Texte und Melodien der KL von einem Bekenntnis zum andern.



A. Schmeller



Jakob Grimm (rechts), Wilhelm Grimm (links)

Jakob Grimm (1785—1863).

Die Romantik belebte auch die Sprachforschung und brach ihr Bahn. Ihr Begründer für Deutschland ist Jakob Grimm aus Hanau. Unterstützt von seinem Bruder Wilhelm (1786—1859), der mit ihm auch die Verweisung von der Universität Göttingen (1837) teilte, schenkte er in unermüdlicher Sammelarbeit dem deutschen Volk seine „Kinder- und Hausmärchen", später die „Deutschen Sagen". Er schrieb die vierbändige „Deutsche Grammatik", die „Deutsche Mythologie", die „Geschichte der deutschen Sprache" und begann das berühmte „Deutsche Wörterbuch". In unsere Schrifttumsgeschichte gehört er auch als Meister der deutschen Prosa.

In seinem Geist arbeitete auf einem Teilgebiet

Johann Andreas Schmeller (1785—1852)

aus Tirschenreuth. Seit 1828 Universitätsprofessor und von 1829—1846 an der Hof- und Staatsbibliothek München tätig, war er einer der besten Kenner deutscher Handschriften. Er begründete die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Mundarten, deren Laut- und Formenlehre er auswertete und deren Wortschatz er aus Buch und Leben sammelte. Nachdem er 1821 mit Unterstützung des Kronprinzen Ludwig „Die Mundarten Bayerns" herausgegeben hatte, begann seit 1827 sein „Bayerisches Wörterbuch" zu erscheinen, das später aus seinem Nachlaß ergänzt wurde (Ausgabe von 1872—1877 durch G. Karl Fromann), nach J. Grimms Urteil „das beste, das von irgendeinem deutschen Dialekt besteht, ein Meisterwerk, ein Muster für alle Arbeiten auf diesem Gebiet". Es war auch vorbildlich für den Plan der Akademien der Wissenschaften in München und Wien, in einem großen Wörterbuch alle Mundarten Bayerns zu behandeln.

A. v. Droste-Hülshoff

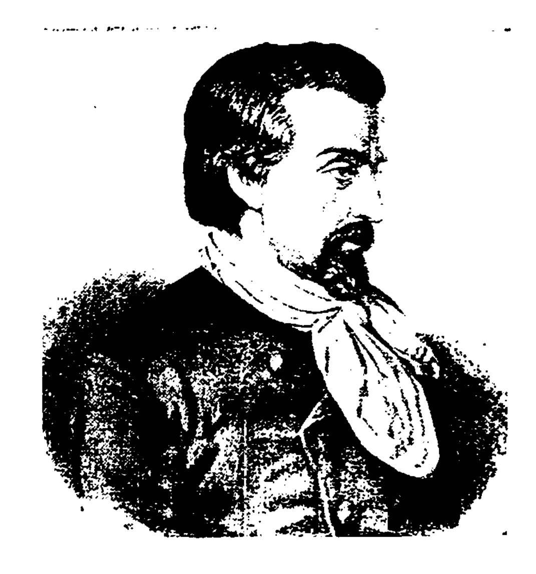
Nach einem Gemälde von Sprick



Annette von Droste-Hülshoff (1797—1848).

Als bedeutendste deutsche Dichterin muß Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff genannt werden. Dieses reichbegabte und gebildete westfälische Edelfräulein rang sich allmählich aus Standesvorurteilen frei. Erst 1838 gestattete ihr die Mutter die Herausgabe von Gedichten; darin klagt sie: „Nun muß ich sitzen, so fein und klar, gleich einem artigen Kinde, und darf nur heimlich lösen mein Haar und lassen es flattern im Winde." Ihrer Heimat wendet sie ihre Liebe zu, das zeigen vor allem ihre „Heidebilder" und die Prosadichtung „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Im „Geistlichen Jahr", einem Kranz von Gedichten auf jeden Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres, gibt sie als katholische Frau ihrem religiösen Erleben Ausdruck, manchmal gar zu verstandesmäßig, manchmal zu überschwenglich. Die Novelle „Die Judenbuche" beleuchtet ländliche Verhältnisse. Ein starker dramatischer Zug bricht in ihren Balladen durch („Die Schlacht im Loenerbruch", „Der Tod des Erzbischofs Engelbert", „Der Knabe im Moor", „Der Geierpfiff"), vor allem in der meisterhaften „Vergeltung". Die Droste ist eine starke Persönlichkeit, erfüllt von der Romantik strebt sie dem Realismus zu, wiewohl die Ideen ihrer Zeit sie kaum berührt haben. Ihr Werk und das Verständnis ihrer Persönlichkeit bleibt unvollständig ohne die Fülle ihrer Briefe, namentlich an den Seelenfreund Levin Schücking, der auch ihr Biograph geworden ist. Zarte Empfindsamkeit atmet ihr schönes Gedicht: Carpe diem!

„Pflücke die Stunde ...
Ach, einst von allem träumt die Seele süß,
von allem, was, ihr eigen, sie verließ,
und mancher Seufzer gilt entflohnem Leide."



H. Heine
Nach einer
Lithographie

Heinrich Heine (1799—1856).

Ein zerrissenes Leben hat bei Heine auch einen tiefen Zwiespalt im Dichterischen begründet. Begüterten jüdischen Wirtschaftskreisen in Düsseldorf entstammend, war er ursprünglich zum Bankfach bestimmt, kam erst nach einem Fehlschlag zum Studium, ließ sich 1825 protestantisch taufen, ohne doch dem Christentum innerlich nahezustehen, und begann ein unstetes literarisches Wanderleben über halb Europa hin. Liebesenttäuschungen, Geldsorgen, politische Kämpfe und ein schweres Rückenmarkleiden zehrten an ihm. Er ist der eigentliche Vollender und zugleich der Überwinder der Romantik. Von unbestreitbarem Rang ist seine Liedkunst, deren Formsicherheit und Stimmungsgehalt oft an Goethe erinnern. Dies lassen sein „Buch der Lieder“ (1827) und seine „Neuen Gedichte“ (1844) erkennen. Der Wohllaut und Rhythmus seiner Verse hat immer wieder zur Vertonung angeregt („Leise zieht durch mein Gemüt“). Die Schlichtheit und der gelungene Volkston vieler seiner Dichtungen haben sie zum dauernden Volksbesitz werden lassen. Von allen Loreleydichtungen der romantischen Zeit ist nur die Fassung Heines zum echten Volkslied geworden. Dichterisch hochwertig und bleibend sind auch andere Balladen „Die Wallfahrt nach Kevlaar“, „Belsazar“, „Die Grenadiere“. Mit seinen „Nordseebildern“ führt er Stimmungszauber und Romantik des Meeres erstmals in die deutsche Lyrik ein. Plötzlich aber zerschlägt er nur zu oft seine eigene echte Empfindung durch beißenden Spott und rüttelt an allen Werten durch bohrenden Zweifel. Mit diesem Teil seines Schaffens („Romanzero“, „Atta Troll“, „Reisebilder“) leitet er über zu der stark politisch gefärbten Bewegung des „Jungen Deutschlands“.

K. Gutzkow

Photo aus dem Corpus Imaginum der Photogr. Ges. Berlin



Das junge Deutschland (1830—1850).

Im Zusammenhang mit den revolutionären politischen Regungen von 1830 tauchten auch im Schrifttum radikale Forderungen auf gegen überkommene Bindungen in Staat, Gesellschaft, Religion und Kunst. Ihre Vertreter, deren Feld die Presse wurde und die sich erst mit der Zeit mäßigten, faßt man unter dem Namen „Das junge Deutschland" zusammen.

Die Häupter waren Heine (1799—1856) und Ludwig Börne (1786—1837), der „erste Journalist großen Stils", der auch Goethe bekämpfte. Beide lebten im Ausland. In Deutschland selbst pflegte ihre Ziele der Berliner Karl Gutzkow (1811—1878). Mit dem leidenschaftlichen Tendenzdrama „Uriel Acosta" (1846) erreichte der Vielseitige vorübergehend eine beherrschende Stellung auf der deutschen Bühne, die er mit den Lustspielen „Zopf und Schwert" und „Der Königsleutnant" eine Zeitlang behauptete. Sein auch heute noch wirksamstes Lustspiel ist „Das Urbild des Tartüffe", mit dem Leben Molières als Hintergrund. In den Romanen „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom" gab er breit ausladende, gut beobachtete, aber auch oft gehässig gefärbte Zeitbilder. Verwandte Ideen verfocht Heinrich Laube (1806—1884). Der Klassiker der politischen Lyrik aber wurde Georg Herwegh (1817—1875) mit seinen „Gedichten eines Lebendigen" (1841).

Lebensfähiger erwiesen sich Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798—1874), der Dichter des „Deutschlandlieds" (1841), besonders mit volkstümlichen Kinderliedern („Alle Vögel sind schon da", „Wer hat die schönsten Schäfchen", „Ein Männlein steht im Walde"), und Ferdinand Freiligrath (1810—76) mit manch guter Ballade und prächtigen Bildern aus fernen Landen.



J. Gotthelf
Nach einem Ölbild
von Johann Friedrich
Dietler

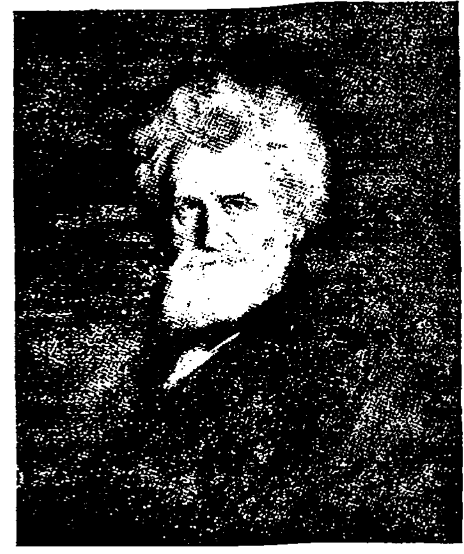
Jeremias Gotthelf (1797—1854).

Der starken Betonung der Vergangenheit überdrüssig, schöpft der poetische Realismus seit etwa 1840 seine Stoffe gern aus dem Leben der Gegenwart. Namentlich tun das die Erzähler, darunter der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius, als Dichter unter dem Namen Jeremias Gotthelf bekannt. Mit seinen größeren und kleineren Dorfgeschichten, mit denen er seine Bauern im Emmental unterhalten, belehren und erziehen will, kann er auch als Vorläufer der im 20. Jahrhundert zur Blüte gelangenden Heimatkunst angesprochen werden.

Urwüchsige Frische, überzeugende Menschenzeichnung und lebendige Anschaulichkeit der Zustandsschilderung machen ihn zum Klassiker der deutschen Dorfgeschichte.

Mit dem „Bauernspiegel" tritt Bitzius 1836 vor die Öffentlichkeit. Drei Jahre später legt er in „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" seine Gedanken über Schule und Erziehung nieder. Die „Armennot" 1840 zeigt sein soziales Denken und Empfinden und bringt nach und nach alle Fragen des bäuerlichen Lebens zur Darstellung („Geld und Geist", „Die Käserei in der Vehfreude", „Die Erlebnisse eines Schuldenbauern" und „Elsi, die seltsame Magd"). In seinem „Zeitgeist und Bernergeist" ringt die Stille der Familie mit dem Lärm des politischen Lebens, dessen konservative Seite der Dichter liebt. Trotz aller Realistik gemütvoll ist seine Meistererzählung „Uli der Knecht" (fortgesetzt in „Uli der Pächter"), worin er zeigt, wie sich ein armer Knecht durch Fleiß, Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit zum Pächter eines großen Bauernhofs emporarbeitet. Zu seinen besten Dichtungen, erzieherisch ohne Aufdringlichkeit, zählt auch die „Schwarze Spinne".

Gottfried Keller nennt ihn ein originelles, episches Genie.



Hermann Lingg
Gemälde
von F. Lenbach

Der Münchener Dichterkreis.

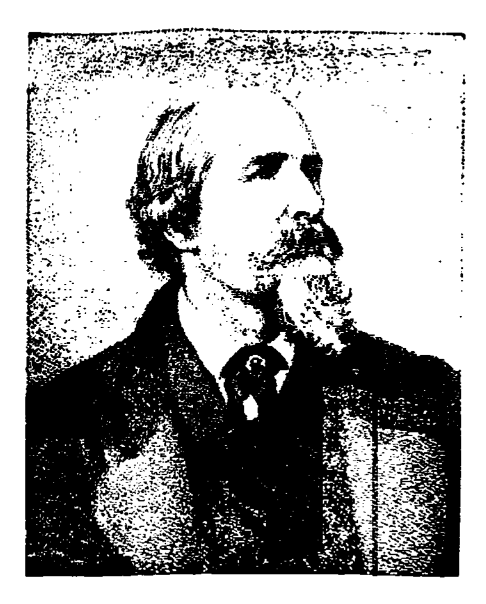
Um König Maximilian II. von Bayern hat sich ein literarischer Kreis gebildet, den man den Münchener Dichterkreis nennt. Die geistigen Wurzeln dieser Dichter aber lagen weit mehr im Norden als im Süden, weshalb man sie und die aus Norddeutschland berufenen Gelehrten ironisch auch „Nordlichter" nannte.

Klassik und Romantik erfüllten ihr Schaffen mit ihren Nachklängen und brachten sie in Gegensatz zu den „Jungdeutschen" und dem aufkommenden Realismus.

Als Häupter gelten Emanuel Geibel (1815—84) und Paul Heyse (1830—1914).

Ihnen schlossen sich an der Hannoveraner Fr. v. Bodenstedt (1819—92), berühmt geworden durch die Lieder des Mirza Schaffy (1851), dann A. Fr. von Schack (1815—94), ein Freund und Förderer der Malergeneration seiner Zeit, von vollendeter Humanität, weitgereist und vielbelesen. Weiterhin gehören hierher der Militärarzt Hermann Lingg (1820—1905) mit schlichten balladenartigen Liedern und einem breiten Epos „Die Völkerwanderung", der leidenschaftliche und leidzerwühlte Heinrich Leuthold (1827 bis 1879) und der fruchtbare Erzähler Julius Grosse (1828 bis 1902), dessen formenschöne Gedichte hinter denen Geibels kaum zurückstehen.

Dem Kreis standen auch nahe Wilhelm Hertz (1835 bis 1902), bester Kenner und glücklicher Erneuerer altdeutschen Schrifttums, A. Willbrandt (1837—1911), H. Hopfen (1835—1904), Melchior Meyer (1810—71) und W. Jensen (1837—1911), ferner der Pfälzer Martin Greif (1839 bis 1911), der weniger durch seine Dramen als durch seine tiefempfundene Naturlyrik einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Dichtung gefunden hat.



Emanuel Geibel

Radierung von J. L. Raab

Emanuel Geibel (1815—84).

Nach ausgedehnten Studienreisen in ganz Europa wurde der vielgebildete Schöngeist 1852 als Professor für Literatur nach München berufen; das letzte Lebensdrittel verbrachte er in seiner Heimatstadt Lübeck als Ehrenbürger. Frohe Innigkeit macht seine Lieder volkstümlich („Der Mai ist gekommen", „Wer recht in Freuden wandern will", „Herr, den ich tief im Herzen trage"). Warm empfundene Verse weiht er der toten Gattin Adda. Sein Formtalent befähigt ihn, fremdländische Lyrik zu verdeutschen, mit Heyse gab er das „Spanische Liederbuch", mit H. Leuthold „Französische Lyrik" heraus. Seinen Dramen („König Roderich", „Brunhild") fehlt es an Kraft und Mut zur tragischen Entscheidung. Vornehm und männlich, nie von politischem Haß verzerrt klingt seine Sehnsucht nach nationaler Einheit und sein Jubel über die endlich erreichte.

Paul Heyse (1830—1914)

kam 1854 nach einer ausgedehnten Italienreise nach München und wurde Geibels Freund. Sein Leben war reich an Glück und Ruhm und fruchtbaren Beziehungen zu anderen Künstlern (Menzel, Böcklin, Lenbach). Dem Harten und Häßlichen geht er allzugern aus dem Weg. So rang auch er wenig erfolgreich um den dramatischen Lorbeer. Als Lyriker pflegt er die Form, aber er ist doch reich an warmen Herzenstönen („Dulde, gedulde dich fein, über ein Stündelein ist deine Kammer voll Sonne"), besonders im Gedenken an Gattin und Kinder, die ihm früh starben. Von seinen zeitkritischen Romanen wird wohl keiner, von seinen über 100 Novellen sicherlich manche dauern, besonders „L'Arrabiata".



Nikolaus Lenau

Gez. u. lithogr. von Kriehuber 1841

Nikolaus Lenau (1802—1850).

Lenau (Franz Niembsch von Strehlenau) ist der Abkömmling einer alten Patrizierfamilie. Deren zerrüttete Verhältnisse, sein Bluterbe, sein jähes Temperament und der Mangel an Erziehung verdüsterten früh seine Jugend. Auch als Student der Rechte und der Medizin in Wien fand er weder zur Wissenschaft noch zum Leben ein klares und festes Verhältnis. Wie von einem inneren Dämon getrieben, durchraste er, ohne Abschluß seiner Studien, die alte und die neue Welt, ohne daß ihm Freundschaft, Liebe, Beruf und Kunst Beruhigung und Frieden bringen konnten. Heimatlos und mit der Welt zerfallen endete sein unstetes geniales Leben in Nacht und Wahnsinn (1844).

Lenau ist der größte Lyriker des alten Österreichs; der Wohllaut seiner Sprache, die Farbenglut seiner Bilder, die leidenschaftliche Überhitzung und doch wieder schmelzende Anmut seiner Verse erwerben ihm schon in den ersten Mannesjahren dichterischen Ruhm und führen ihn in enge Beziehung zum schwäbischen Dichterkreis. Sein schweres Geschick und die in ihm ausgeprägte Mischung von feuriger Leidenschaft und träumerischer Hingabe machen ihn zum Klassiker des Weltschmerzes.

Das Dunkel erhellt nur selten ein froher Schein, dann aber klingt aus seinen Liedern heller Lerchentriller und lauter Liebesjubel. Seine „Schilflieder" sind tiefempfundene Natur- und Heimatbilder, in denen sich die Düsternis seines Lebens freundlich aufhellte.

Von sanfter Melancholie ist sein „Postillon" („Lieblich war die Maiennacht"), von fortreißender Gewalt die „Werbung", die „Drei Indianer" u. a. Sein vergebliches Ringen um Halt in einer tröstlichen Weltanschauung findet seinen Niederschlag in den Epen „Faust" 1836, „Savonarola" 1838, „Die Albigenser" 1843; sein „Don Juan" 1843 mutet uns an wie ein Spiegelbild seiner leidvollen Seele.



D. v. Liliencron
Radierung nach
zeitgen. Bild

Detlev von Liliencron (1844—1909).

Eine seltsame Mischung aus Wirklichkeitssinn, derber Kraft und weicher Empfindsamkeit ist der Holsteiner v. L i l i e n c r o n , altadeliger Abkunft, mit Bauern- und Soldatenblut in den Adern. Seine Teilnahme an den Kämpfen von 1864, 1866 und 1870 fand später ihren Niederschlag in seinen Dichtungen. Als Hauptmann schied er 1875 „Wunden und Schulden" halber aus der Armee, versuchte erfolglos sein Glück in Amerika, war zeitweise Deichhauptmann auf einer Nordseeinsel und lebte dann meist in und um Hamburg. Erst mit 35 Jahren schrieb er sein erstes Gedicht.

Liliencron nahm alle modernen Strömungen seiner Zeit begierig auf und wußte sie als Lyriker und Epiker kraftvoll, selbständig und männlich zu gestalten. Dichter der achtziger Jahre sahen in seinen Schöpfungen ihre Forderungen erfüllt, wenn er selbst sich auch niemals durch eine Richtung binden ließ. Sein soziales Mitempfinden kommt aus der Seele und hat mit politischer Zeitströmung nichts zu tun. Seine humorvollen und farbenfrischen „Adjutantenritte" (1883) und die packenden und erschütternden Eindrücke in seinen „Kriegsnovellen" sicherten ihm einen weiten Leserkreis. Sein zuweilen stark hervortretender Realismus überwand die letzten Spuren der Klassik und Romantik und erhebt ihn selbst zum Vater des Impressionismus, was etwa sein „Blitzzug" bestätigt. Bedeutsam ist sein letzter Roman „Leben ist Lüge", weil hier persönliches Leben in der Erinnerung aufleuchtet. Ihm gelingen auch ausnehmend zarte und wieder herbe Naturbilder und Liebeslieder. Friesische Bauern, vornehme Frauen, kampfbereite Ritter und tapfere Soldaten sind die Gestalten seiner farbenbunten schwingenden Lieder und Balladen.

A. Stifter

Gemälde von

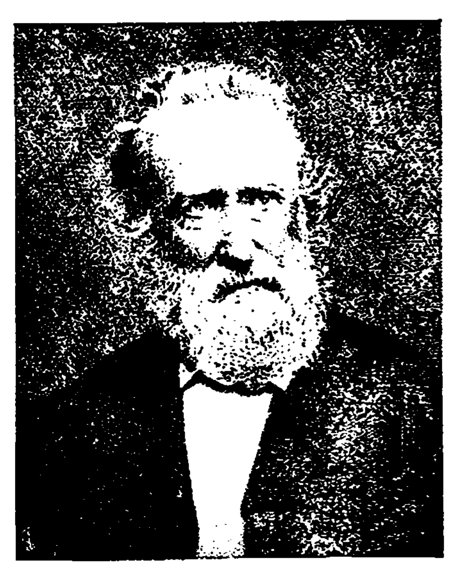
F. G. Waldmüller



Adalbert Stifter (1805—68).

Die Novelle (ital. = Neuigkeit) stellt ein innerlich bedeutsames Ereignis oder Erlebnis kurzgefaßt dar. Vom Roman durch Knappheit und Beschränkung auf einen einzelnen Vorgang und wenige Personen unterschieden, ist sie (nach Storm) die strengste Form der Prosadichtung und steht von allen epischen Dichtungsarten durch Motivierung, Spannung, Verwicklung und Lösung dem Drama am nächsten. Der Schöpfer der modernen Novelle ist der Italiener Boccaccio. Die Romantiker haben diese Dichtungsgattung in Deutschland neu begründet (Tieck, Eichendorff, Mörike, Brentano).

Adalbert Stifter, der Dichter des Böhmerwaldes, kam vom Studium der Rechtskunde und dann der Naturwissenschaften zum Schrifttum, wie seine frühen literarischen Erzeugnisse recht deutlich zeigen. 1840 erschienen seine ersten beifällig aufgenommenen Novellen. 1850 wurde er Schulrat für Oberösterreich und lebte in Linz. Aus feinster Naturbeobachtung gestaltet er; eine gedämpfte, entsagungsvolle und grüblerische Stimmung ist aus seinen eigenen Erlebnissen auf seine Helden übergegangen. Seine „Studien“ (1844—50) und „Bunten Steine“ (1853) sind Erzählungen, in denen die Schönheit der heimatlichen Natur den Hintergrund bildet, so „Das Heidedorf“, „Die Mappe des Urgroßvaters“, „Der Hagestolz“, „Der Waldsteig“, „Abdias“, besonders aber „Der Hochwald“, worin er den Zauber des schier unberührten deutschen Waldes verherrlicht. Seine späteren Romane „Wittiko“ und „Der Nachsommer“ wurden erst später in ihrem Wert erkannt; ihre Stärke liegt ganz und gar im liebevollen, beschaulichen Ausmalen des Schönen und Ausgeglichenen, wozu ein dürftiger Handlungskern nur den Anlaß gibt.



Th. Storm

Radierung von unbekannter Hand

Theodor Storm (1817—88).

Wer kennt nicht die reizvolle Erzählung von „Pole Poppenspäler", in der zwei Kinder, Paul und das Puppenspieler-Lisei, Freundschaft schließen, aus der später trotz bitterer Erfahrungen ein glücklicher Lebensbund erwächst? Sie fesselt die Jugend, gerade weil sie nicht auf sie berechnet ist. „Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder so zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst." Ihr Verfasser, Theodor Storm aus Husum, der „grauen Stadt am Meer", studierte Rechtswissenschaft in Kiel und Berlin und wurde Anwalt in seiner Heimat. Als Deutschgesinnter wurde er 1852 von der dänischen Regierung seines Amtes enthoben, lebte einige Jahre in Potsdam in bitterer Not und ward dann Kreisrichter in Heiligenstadt. Nach 1864 kehrte er nach Husum zurück.

Storm ist Heimatdichter im besten Sinn: kernige Vertreter des niederdeutschen Volkstums, Kleinbürger, Patrizier, Kaufleute, Bauern, Seeleute sind Träger seiner Novellen, die er fein und liebevoll malt und in denen der Landschaft fast die Rolle eines Mitwirkenden zufällt. Mit dem „Liederbuch dreier Freunde" führte er sich 1843 in die Literatur ein, mit der liederreichen Stimmungsnovelle „Immensee" begann er 1852 seinen reichen Novellenkranz und vollzog bis zum „Schimmelreiter" (1888) einen gewaltigen Aufstieg, zu dem sicherlich seine gründliche Beschäftigung mit der Theorie der Novelle beigetragen hat. Am fruchtbarsten war er im zweiten Teil seines Lebens (1867—80), als er den „heimatlichen Klei" unter den Füßen hatte („Aquis submersus", „Chronik von Grieshuus", „Viola tricolor" u. v. a.). Storm ist aber auch, was viel zu oft übersehen wird, ein bedeutender Lyriker, ausgezeichnet durch knappe, schlichte Form und innige Herzenstöne.



G. Keller

Radierung von

Stauffer-Bern (1887)

Gottfried Keller (1819—90).

Der führende Erzähler des poetischen Realismus ist Gottfried Keller aus Zürich. Er bildete sich zunächst in München als Maler aus (1840/42), wandte sich aber dann der Dichtung zu. Wertvolle Studienjahre verbrachte er in Heidelberg (1848/50) und Berlin (1850/55). 1861 wurde er ohne juristische Vorbildung Stadtschreiber in seiner Heimat, 1877 schied er aus dem Amt und lebte fortan seiner Dichtung.

Ihm gelang es, Romantik und Wirklichkeit zu verschmelzen. 1854 erschien sein Entwicklungsroman „Der grüne Heinrich", der, aus Dichtung und Wahrheit gemischt, den Kampf einer Künstlernatur mit den Härten der Welt schildert. Reizvolle Novellen von eigentümlichen, manchmal etwas verschrobenen Menschen schenkt uns Keller in seinen „Leuten von Seldwyla" (1856—1874), darunter „Romeo und Julia auf dem Dorfe". In den „Sieben Legenden" verweltlicht er christlichen Legendenstoff, wie er überhaupt frommen Glauben zuweilen belächelt. Im „Sinngedicht" sind allerlei Erzählungen etwas künstlich vereinigt. 1878 erschienen seine „Züricher Novellen", Heimaterzählungen, darunter „Hadlaub", worin wir die Manessische Liederhandschrift im 14. Jahrhundert entstehen sehen, und die köstliche ältere Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", die das gesunde selbstbewußte schweizerische Volks- und Staatsleben feiert: „Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe!" In dem Zeitroman „Martin Salander" (1886) stellt uns Keller politische Bilder vor. Als Lyriker gibt er uns vorwiegend Natur- und Vaterlandslieder. Seine Naturfreude klingt aus den Versen, die zugleich die Meisterschaft im Handhaben der Worte belegen:

„Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!"



C. F. Meyer

Zeichnung von

Karl Stauffer-Bern

Conrad Ferdinand Meyer (1825--98).

C. F. Meyer entstammt einer altreformierten Familie in Zürich, studierte in Lausanne und Zürich, bereiste Frankreich und Italien, wo in ihm der Dichter erwachte, und lebte später in Kilchberg bei Zürich. 1864 tritt er mit einem Bändchen: „Zwanzig Balladen von einem Schweizer" vor seine Landsleute; mit seinen „Romanzen und Bildern" (1869) drang sein Name in weitere Kreise. Der Krieg von 1870/71 hat ihm über die Staatsgrenze hinweg sein Volkstum bewußt gemacht. Seine Versdichtung „Huttens letzte Tage" (1871) zeugt davon.

Über seine erste historische Novelle „Das Amulett" (1873) und den Roman „Jürg Jenatsch" (1874), der uns den Graubündner Freiheitshelden im Dreißigjährigen Krieg zeigt, kommt er zur Höhe seiner vornehmen Erzählkunst in kühn erdachten, farbenprächtigen, sprachlich feingeschliffenen Novellen: „Der Heilige" (1880), „Die Hochzeit des Mönchs" (1884), „Die Versuchung des Pescara" (1887), „Angela Borgia" (1891). Viel gelesen sind auch „Gustav Adolfs Page", „Die Leiden eines Knaben", „Plautus im Nonnenkloster", „Der Schuß von der Kanzel", „Die Richterin". Mit erlesener Kunst wird dabei vielfach die Rahmenerzählung angewandt. Seine Stoffe wählt Meyer mit Vorliebe aus der Renaissance und Reformation, seine Anteilnahme gilt besonders der düstern calvinistischen Frömmigkeit.

Meyer schenkte uns auch lyrische Gedichte (1882) von feinstem Stimmungszauber, zwingender Bildkraft und strengem Bau. Viele Leser stellen seine Lyrik sogar über seine Epik. Hinreißend sind einige seiner gleichfalls meist geschichtlichen Balladen. Neben und mit G. Keller ist Meyer der bedeutendste Dichter der Schweiz. Wenn Keller mehr den Gehalt der Dichtung betont, so ist Meyers höchstes Streben, die Form zu veredeln.

Fritz Reuter

Zeichnung von Wulff

Fritz Reuter (1810—1874).

Wiedergeburt des Plattdeutschen durch Klaus Groth und Fritz Reuter!

Klaus G r o t h (1819—99) hat uns 1852 mit seinem Hauptwerk „Quickborn" eine reiche Sammlung lyrischer Gedichte geschenkt, die in vielem an Storm erinnern. Innige Liebesweisen stehen da neben reizenden Kinderliedern und spannenden Balladen.

Der Mecklenburger Fritz R e u t e r, ein eifriger Burschenschaftler, wurde 1833 in Berlin verhaftet und saß wegen hochverräterischer Umtriebe 7 Jahre in zum Teil harter Festungshaft. Er brauchte dann 10 Jahre, um sich als Landwirt ins Leben zurückzufinden. 1853 gab er seine plattdeutschen Gedichte „Läuschen und Rimels" heraus. Mit „Kein Hüsung" (1858) steigt er bereits auf die Höhe seines Könnens. Mit seinem realistischen, meist auf eigenes Erleben gegründeten Romanen „Ut de Franzosentid" (1860), „Ut mine Festungstid" (1862), „Ut mine Stromtid" (1864) zeigt er sich als Meister des Humors, als Menschenkenner und Menschengestalter (Onkel Bräsig) und wird zum unübertroffenen Klassiker seiner Mecklenburger Heimat.

Gemütvoll ist seine selbstverfaßte Grabinschrift:

Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind Dein,
Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Dunkel und fand mich nicht aus,
Bei Dir, o Herr, ist Klarheit, und licht ist Dein Haus.

Von den Nachahmern kommt der Rostocker John Brinkmann (1814—70) mit „Kaspar Ohm un ick" dem Erzählertalent Reuters, der Holsteiner Johann Meyer (1829—1904) der Innigkeit Groths am nächsten. Nur zum Teil in Mundart, überwiegend hochdeutsch, schrieb der Holsteiner Timm K r ö g e r (1844—1900) seine Heimatdichtung.



K. Grübel

Süddeutsche Mundartdichter.

Im ahd. und mhd. Schrifttum ist Mundartdichtung vorherrschend, mit der Entwicklung der nhd. Schriftsprache verschwindet sie fast vollständig.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erwacht sie in Schwaben und Franken zu neuer Bedeutung durch Joh. Peter Hebel (s. S. 68) in seinen Alemannischen Gedichten" (1803) und durch die Romantik. Ein deutsches Stammesgebiet nach dem andern wurde sich jetzt der Schönheit und Eigenart seiner Mundart bewußt.

In Bayern begründet F. von Kobell (1803—82) die Dialektdichtung. Seine oberbayerischen Gedichte atmen ebenso kräftige Frische wie volksliedhafte Zartheit; seine romantisch-realistischen Erzählungen, Schnaderhüpfeln und Volksstücke fanden reichen Widerhall im Volk und sind teilweise noch heute lebendig. Mit seiner Erstlingsgabe „Bergbleameln" (1865) überragt ihn der dem Schaffen V. Scheffels verwandte Karl Stieler (1842—85), der leider zu früh verstarb. Sein jüngerer Weggenosse ist Aloys Dreyer (geb. 1861).

Ein Pionier der schwäbischen Mundartdichtung schon vor Hebel war der Pfarrer Sebastian Sailer (1714 bis 1777) mit Possen und Gedichten in der Mundart aus der Umgebung von Ulm. Als einen seiner Nachfahren nennen wir L. Aurbacher (1784—1847), der das alte Volksbuch von den Sieben Schwaben erneuerte.

In Franken bringt der Nürnberger Klempnermeister Konrad Grübel (1736—1809) die heimische Mundart (vier Bände) wieder zu Ehren; kein Geringerer als Goethe zollte ihm hierfür Bewunderung. Seinen Spuren folgen u. a. im 19. Jahrhundert die Unterfranken Alois Josef Ruckert („Nur gemüatli", 1887) und Josef Kram („Kraut und Arbes", 1892). Heute kann jede Landschaft und manche Stadt eigene Mundartdichter aufweisen.



W. H. Riehl
Nach Lithogr. aus dem Jahre 1881

Viktor von Scheffel (1826—86).

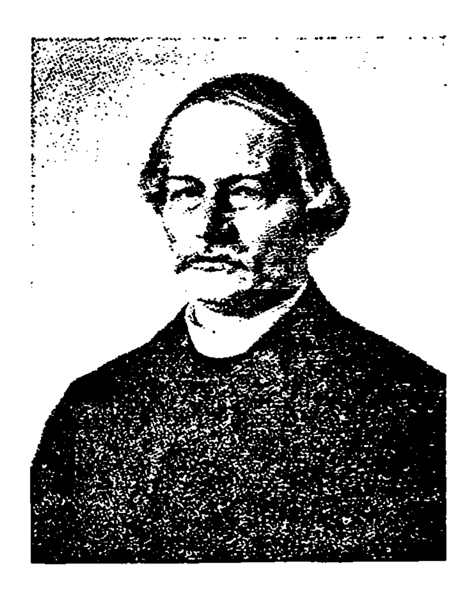
Scheffel aus Karlsruhe wurde 1854 zuerst durch das heitere Epos „Der Trompeter von Säckingen" bekannt. 1855 erzählte er in dem Roman „Ekkehard" Irrgang und Läuterung des Mönchs Ekkehard am Hof der schwäbischen Herzogin Hadwig. Es ist trotz aller augenfälligen Gelehrsamkeit sein bestes Werk und hat viele geschichtliche Romane angeregt. Gern gesungen sind seine Lieder (vereinigt im „Gaudeamus"), darunter „Alt Heidelberg du feine". Der Sonnenschein dieser Dichtungen fehlte leider seinem unruhigen Leben.

Friedrich Wilhelm Weber (1813—1894).

verdankt seinen Ruhm dem Versepos „Dreizehnlinden" (1878). In der Haltung streng katholisch, geht es doch dichterisch vielfach auf Scheffels Spuren. Seine Stärke ist der romantisch-lyrische Einschlag, die Naturschilderung, seine Schwäche die allzu erbauliche Bekehrungsgeschichte. Sein zweites Epos „Goliath" (1892), ein bäuerliches Liebesdrama aus Skandinavien, ist straffer und kerniger.

Wilhelm Heinrich Riehl (1823—97).

Als Journalist, dann als Professor und Direktor des bayerischen Nationalmuseums gehört Riehl zu den Begründern der wissenschaftlichen Volkskunde. Er begann mit geographischen und ethnographischen Schilderungen („Bavaria", „Die Pfälzer") und erforschte dann in seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes" Gesellschaft, Land und Leute, machte sich auch verdient um die deutsche Hausmusik. Seine „Kulturgeschichtlichen Novellen", „Geschichten aus alter Zeit" u. a. sind richtige Hausbücher geworden.



G. Freytag
Gemälde von
K. Stauffer-Bern

Gustav Freytag (1816—95).

Der Roman des 19. Jahrhunderts geht auf das mittelalterliche Epos zurück (Ruodlieb). Aber aus dem bloßen Bericht einer Helden- und Rittergeschichte ist die breite Schilderung seelischer Entwicklungen erwachsen und die Verkettung von Lebensschicksalen mit der Geschichte der Nationen und Ideen. Den historischen Roman insbesondere hatte in der ersten Jahrhunderthälfte W i l l i b a l d A l e x i s (Wilhelm Häring, 1799—1871) mit seinem Meisterwerk „Die Hosen des Herrn von Bredow“ und anderen sehr lebendigen Erzählungen aus der märkischen Geschichte zu hoher Blüte geführt.

Einer der besten, heute noch lebendigen Romane ist „Soll und Haben“ (1855) von dem Schlesier F r e y t a g. In dramatisch bewegten Szenen zeigt er uns das deutsche Bürgertum bei der Arbeit und im Grenzlandkampf. Die Kriegsereignisse von 1870, die Freytag im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich erlebte, regten ihn an, in einer Romanreihe „Die Ahnen“ (1872—80) die Epochen der deutschen Geschichte zu behandeln; man bezeichnet sie auch nicht unzutreffend als eine dichterische Gestaltung seiner kulturhistorisch wertvollen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (1859—67). Sein Lustspiel „Die Journalisten“ (1854), das den Unterschied zwischen politischer und persönlicher Gegnerschaft hervorhebt, war lange Zeit führend auf der deutschen Bühne. Wissenschaft in dichterische Form gegossen sind großenteils auch die Romane von F e l i x D a h n (1834 bis 1912) und G e o r g E b e r s (1837—98). Viel echter Schwung und dramatische Spannung stecken im „Kampf um Rom“, „Julian dem Abtrünnigen“ und „Stilicho“, in „Uarda“, „Homo sum“ und „Eine ägyptische Königstochter“.

W. Raabe

Zeichnung von

W. Immenkamp



Wilhelm Raabe (1831—1910).

Einer der fruchtbarsten Erzähler ist der Niedersachse Raabe, der lang in Württemberg, seit 1870 in Braunschweig lebte. Sein Erstling „Chronik der Sperlingsgasse" (1857) erfreute durch humoristisch-gemütvolle Bilder und romantische Szenen des deutschen Kleinstadtlebens. „Leute aus dem Walde" (1863) verfocht den Satz: „Sieh nach den Sternen! Gib acht auf die Gasse!" Im „Hungerpastor" ringt sich ein Mensch durch harte Lebensverhältnisse zum Geistigen durch. Im „Schüdderump" (= Pestkarren) mahnt er uns an die Vergänglichkeit des Irdischen. Freundlicher wird Raabe wieder im dritten Abschnitt seines Schaffens („Horacker", „Alte Nester"). Seine oft schwer lesbaren Erzählungen gelten dem stillen Heldentum kleiner Leute und wurden daher in einer Zeit des Gewinnstrebens und raschen Aufstiegs oft nicht verstanden.

Theodor Fontane (1819—98).

Ein Freund fortschrittlicher Jugend war der Märker Fontane, der sich noch in fortgeschrittenem Alter vom anschaulichen Erzählstil seiner Gedichte und Novellen zum Naturalismus wandelte. In seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" zeigt er die Schönheit der Heimat, in seinen Romanen die Menschen jenes Landstrichs. Sein erster „Vor dem Sturm" schildert unübertrefflich die Vorstufe der Erhebung gegen Napoleon. „Irrungen, Wirrungen", „Stine", „L'Adultera" und vor allem „Effi Briest" zeigen die Gesellschaft in ihrer Notwendigkeit und ihren Schwächen. „Der Stechlin" ist ein rechter Zeitwenderoman. Aus seiner Frühzeit stammen wahre Perlen der Balladenkunst aus Geschichte und Alltag: „Archibald Douglas", „Lied des James Monmouth", „Jan Bart", „Herr von Ribbeck", „John Maynard" und viele andere.

Franz Grillparzer (1791—1872).

Grillparzer ist Wiener. Sein Erbgut war der klare Verstand des Vaters und die reiche Phantasie der Mutter. Schwierige Verhältnisse belasteten schon seine Jugend und Ausbildung. 1832 wurde er Direktor des Hofkammerarchivs. Mehrfach wurde er kränkend zurückgesetzt und von der Zensur behindert. Die Anerkennung am Lebensabend kam zu spät. Viel Bitterkeit und Kritik ist in seine glänzenden Epigramme geflossen, — trotzdem ist er im ganzen nicht lebenverneinend geworden.

Am Ausgang des philosophischen Idealismus erarbeitete sich Grillparzer noch einmal das Bildungsgut der Klassik und Romantik. Von der romantischen Schicksalstragödie „Die Ahnfrau" (1817) wandelte er sich rasch zur klassizistischen Tragödie „Sappho", die manche Ähnlichkeit mit Goethes „Iphigenie" aufweist. Am Leben der Künstlerin enthüllt er den eigenen Zwiespalt zwischen Kunst und Leben. Die Trilogie „Das goldene Vließ" (1818/20) zeigt trotz des antiken Stoffs Einflüsse des poetischen Realismus. Das mit Untaten belastete Ziel des Argonautenzugs erhält sinnbildliche Bedeutung: wie der Nibelungenhort bringt es Unheil über seine Besitzer. Die folgenden historischen Dramen „König Ottokars Glück und Ende" (1825) und „Ein treuer Diener seines Herrn" (1828), mit denen Grillparzer eigene Wege beschreitet, zeigen vollendete Beherrschung der Bühne wie der Charakterentwicklung. Am Schicksal des Böhmenkönigs, der Tragödie der menschlichen Leidenschaft, wird die geschichtliche Sendung Österreichs im Kampf mit Napoleon angedeutet. Der Leidensweg des ungarischen Statthalters Bancban offenbart die Tragik höchster Pflichterfüllung. Zur künstlerischen Höhe steigt Grillparzer mit „Des Meeres und der Liebe Wellen" (1831) auf, dem Sagenstoff von Hero und Leander, den auch das deutsche Volkslied in den „Königskindern" kennt. Das Märchenspiel „Der Traum ein Leben" (1834) ist an Calderon angelehnt, das Lustspiel „Weh dem, der lügt" (1834) steht in einer Reihe mit Lessings „Minna von Barnhelm" und Kleists „Zerbrochenem Krug". Auch dieses Stück weist märchenhafte Züge auf, die aber von der Erfahrung des Wertes der Wahrheit und des menschlichen Ungenügens überlagert werden. Die Ablehnung dieses Lustspieles durch die Wiener verbitterte den Dichter so, daß er die wenigen Stücke, die er noch schuf, im Schreibtisch verschloß.



F. Grillparzer
Gemälde von
Anton Hähnisch

Aus Grillparzers Nachlaß wurden 1873 drei vollendete Dramen veröffentlicht. In der „Jüdin von Toledo", die dem König durch das Eingreifen der Großen des Landes entrissen wird, klingen vielleicht die Münchener Ereignisse um Lola Montez an. Das Drama „Libussa" ist im Aufbau nicht so vollkommen, bietet aber kulturphilosophisch weitreichende Gedanken: die männliche Tatkraft kommt zur Herrschaft über das weibliche Prinzip, am Schluß aber weissagt Libussa die kommende hohe Zeit der Slawen. Das Schauspiel „Ein Bruderzwist in Habsburg" stellt edle und armselige Willensschwäche gegenüber und läßt das Verhängnis aus beiden erwachsen.

Von den Novellen Grillparzers hat das „Kloster von Sendomir" viel Ähnlichkeit mit den Erzählungen Kleists, während der „Arme Spielmann" manches vom Wesen des Dichters birgt. — Grillparzer ist Österreichs größter Dramatiker. Doch fand er zwischen den romantischen, klassischen und realistischen Zügen seiner Kunst nie ganz den inneren Ausgleich.

Während seine Dramen vielfach abgelehnt wurden, gelangten die Volksstücke einiger Zeitgenossen immer wieder zur Aufführung. Neben den Lustspielen Bauernfelds (1802—90) und den satirischen Possen J. N. Nestroys (1801—62) bewahren die Stücke Ferdinand Raimunds (1790—1836) bis in unsere Zeit herein Leben und Stimmung. Zu den besten Komödien unserer Literatur gehört das romantische Märchen „Der Alpenkönig und der Menschenfeind".

Friedrich Hebbel (1813—63).

Zu Wesselburen an der Nordsee wurde Hebbel als Sohn eines armen Maurers geboren und verlebte eine harte Kindheit. Nach dem frühen Tod des Vaters (1827) kam er als Schreiber zum Kirchspielvogt in keine besseren Verhältnisse. Doch erhielt hier sein aufstrebender Geist durch die Bücherei seines Herrn Nahrung: er wurde so mit den deutschen Dichtern bekannt und begann selbst zu dichten. Eine Gönnerin zog ihn 1835 nach Hamburg und ermöglichte seine Ausbildung. Eine schwere Wanderzeit führte ihn nach Heidelberg und München, wo er sich juristischen, dann aber literarischen und philosophischen Studien widmete. Die Not blieb auch hier seine Begleiterin; sie trieb ihn bei bitterster Winterkälte (1839) zu Fuß nach Hamburg zurück. Hier suchte die edelgesinnte Näherin Elise Lensing, mit der ihn ein Liebesverhältnis verband, seine Lage zu heben, die trotz seiner ersten Bühnenerfolge immer noch schwierig blieb. Ein Stipendium des Dänenkönigs Christian VIII. ermöglichte ihm 1843 eine fruchtbringende Reise nach Frankreich und Italien. Auf dem Rückweg kam er nach Wien, wo ihm 1846 die Schauspielerin Christine Enghaus Hilfe, Liebe und traute Häuslichkeit schenkte. Aber die schwere Vergangenheit hatte seine Gesundheit zu sehr erschüttert; auf dem Gipfel seines Schaffens, anerkannt durch den Schillerpreis, der ihn auf dem Krankenlager erreichte, starb er viel zu früh am 13. Dezember 1863.

Hebbel stellt den Höhepunkt im dramatischen Schaffen der nachklassischen Zeit dar. Er ist eine starke Grüblernatur und sieht überall die Zwiespältigkeit des Daseins. Seine Dramen kreisen um das Spannungsverhältnis zwischen Einzelmensch und Gesamtheit, zwischen Mann und Weib, zwischen versinkendem und aufsteigendem Zeitalter. Selten hat uns ein Dichter einen solchen Einblick in seine Werkstatt gewährt wie Hebbel mit seinen Tagebüchern.

Den ersten Erfolg errang Hebbel mit der unerhört kühnen biblischen Tragödie „Judith" (1840), in der eine Frau am unvermeidlichen Überschreiten ihrer natürlichen Grenzen zerbricht. „Genoveva" (1841), die Behandlung eines beliebten deutschen Sagenstoffs, bedeutete demgegenüber einen Rückschritt. Zwingend dagegen ist die Tragik wieder in dem bürgerlichen Trauerspiel „Maria Magdalena" (1844), das die Linie von „Miß Sarah Sampson" zu „Kabale und Liebe" ansteigend fortsetzt. An der starren Rechtlichkeit ihrer nächsten Menschen geht die Heldin zugrunde, deren Schuld nicht geleugnet, aber erklärt und auf ein Mindestmaß herabgedrückt wird.

Einem alten, in italienischen, spanischen und deutschen Dramen mehrfach behandelten Stoff gab Hebbel in „Herodes und Mariamne" (1850) einen ganz neuen Sinn: ein zum höchsten Liebesopfer frei entschlossenes Weib fühlt durch Mißtrauen und Zwang ihren Persönlichkeitswert getroffen und straft diesen Frevel, indem sie zu sein vortäuscht, was man ihr zutraut.

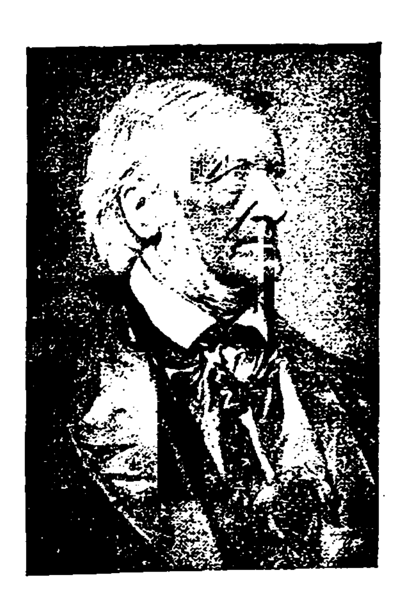


Friedrich Hebbel
Gemälde nach
zeitgen. Bild

In seiner reifsten Zeit behandelte der Dichter in der „Agnes Bernauer“ (1855) die Tragik dessen, der ohne Schuld, durch übergroße Schönheit, die Ordnungen der Welt stört und den Widerstand derer heraufbeschwört, die berufen sind, diese zu hüten, bis sie vielleicht durch neue Normen abgelöst werden. Von Stück zu Stück wächst die Kunst der Charakterzeichnung, der Reichtum und die Bildhaftigkeit des Ausdrucks und die Einsicht in geheimnisvolle Zusammenhänge des Weltlaufs. So ist „Gyges und sein Ring“ (1856) die tiefsinnige Tragödie der leichten Verletzlichkeit dessen, worüber Natur oder Sitte weise einen Schleier gebreitet haben; das hochgesteigerte Schamgefühl des Weibes steht gleichsam für diese ganze unantastbare Sphäre. Nur ein reifer Meister vermochte, was etwa 25 Vorläufern mißglückt war: einem epischen, jedem Deutschen ehrwürdigen und vertrauten Stoff in der Trilogie „Die Nibelungen“ (1862) die dramatischen Bestandteile zu entnehmen und sie ohne Gewaltsamkeit unter den Leitgedanken der Zeitenwende zu stellen.

Hebbel ist auch ein großer Lyriker, der Idee und Stimmung in bildhafte Sprache zu verschmelzen weiß.

O t t o L u d w i g (1813—1863), Hebbels wesensverwandter Zeitgenosse und gleich ihm unermüdlich über das Wesen des Tragischen und die Gesetze des Dramas grübelnd, ist ihm im Schöpferischen nicht ebenbürtig. Sein Trauerspiel „Der Erbförster“ (1849) ist auf dem starren Rechtsgefühl des Helden aufgebaut, nähert sich aber durch allerlei zufällige Verhängnisse in seinem Verlauf bedenklich der Schicksalstragödie. Außer dem Entwurf zu einer „Agnes Bernauer“ und dem biblischen Trauerspiel „Die Makkabäer“ (1852) hinterließ er zwei reizvolle Werke der Heimatkunst: die Erzählungen „Zwischen Himmel und Erde“ und „Die Heiterethei“.



Richard Wagner

Lichtbild

Richard Wagner (1813—1883).

Der Schöpfer des Musikdramas gehört ebenso gut der Literatur- wie der Musikgeschichte an. Denn bei ihm sind Text und Inhalt nicht Diener des Tons, sondern mit ihm gleichzeitig entstandene und gleichberechtigte Träger des Ganzen. Deshalb müssen seine Werke vom Inhalt her verstanden werden. Sie haben die mittelalterlichen Stoffe mit ganz neuer Bedeutung erfüllt, die Gemüter erschlossen für eine Tragik von überwältigender Wucht und Folgerichtigkeit und haben den Sinn für Bühnenwirksamkeit zugleich geschärft und befriedigt.

Bis zum „Rienzi" (1842) sind seine Dichtungen noch bloße Operntexte, im „Fliegenden Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" aber geht es ihm schon nur noch um Ausdruck des tragischen Gehalts. Wo das Wort dazu nicht ausreicht, führt das Orchester in „Leitmotiven" die Gedankenbeziehungen weiter.

Nach langem, opferreichem Wanderleben hatte ihm der „Rienzi" eine angesehene Stellung als Hofkapellmeister in Dresden errungen. Wegen Teilnahme an der Revolution 1848 mußte er in die Schweiz fliehen, wo er seine künstlerischen Ziele vorerst in theoretischen Schriften niederlegte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, seine anspruchsvollen Werke auf den Bühnen einzubürgern, rettete ihn aus höchster Not ein Ruf König Ludwigs II. nach München. Auch nach Trübung ihrer persönlichen Beziehungen hat dieser Fürst doch die Vollendung des „Rings der Nibelungen", die Uraufführung des „Tristan" (1865) und der „Meistersinger von Nürnberg" (1868) ermöglicht und ihm geholfen, sich in Bayreuth eine stilgerechte Pflegestätte zu schaffen. Dort schuf Wagner als letztes Werk den „Parsifal" (1877).

E. von Wildenbruch
Photographie
1883)



Ludwig Anzengruber (1839—89).

Von den Dramatikern zwischen Hebbel und dem Naturalismus ist Anzengruber auf österreichischem Boden geboren und heimisch geblieben. Echtheit der Volkstypen und Lebensnähe der Stoffe haben seinen oft recht realistischen Bauernstücken zu nachhaltiger Wirkung verholfen: „Der Pfarrer von Kirchfeld“ (1870), „Der Meineidbauer“ (1871), „Die Kreuzelschreiber“ (1872), „Der G'wissenswurm“ (1874), „Das vierte Gebot“ (1877). Ebenso gut gesehen und so natürlich im Ausdruck ist sein Bauernroman „Der Sternsteinhof“ (1885). Hier und in den Erzählungen „Dorfgänge“ hat er viel Verwandtes mit seinem Landsmann Rosegger.

Ernst von Wildenbruch (1845—1909),

ein Enkel des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, ist viel weniger lebensnah. Anfangs Offizier, später Beamter im Auswärtigen Amt, schöpfte er seine wirkungsvollsten Dramen „Die Karolinger“, „Die Quitzows“, „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“, „Väter und Söhne“, „Die Rabensteinerin“ aus der Geschichte. Immerhin übertrifft das Zeitdrama „Die Haubenlerche“ alle gleichzeitigen Naturalisten an dramatischem Fingerspitzengefühl, Bühnensicherheit, Spannung und sprachlicher Kraft. Zu Unrecht wurde er als Chauvinist verschrien. Heißempfunden sind balladenhafte Gedichte und Erzählungen, wie „Das edle Blut“, „Kindertränen“, „Vize-Mama“.



Peter Rosegger

Phot. Karl Pietzner

Graz

Peter Rosegger (1843—1918).

Fern der Welt wuchs der große Erzähler und Volksdichter als Bauernbub und Hirte in der Obersteiermark auf. Körperlich schwächlich kam er schließlich zu einem Schneider in die Lehre (1860), der „auf Stör“ arbeitete. Mit ihm durchwanderte er vier Jahre lang das Land und lernte Volk und Heimat genau kennen. Dabei beschäftigte er sich auch noch mit Büchern und verfaßte allerlei Geschichten. Mit 22 Jahren erhielt er seinen ersten normalen Unterricht, bildete sich weiterhin selbst und wurde Dichter. Er studierte an der Universität Graz und unternahm große Reisen.

Seine Werke füllen nahezu 60 Bände, vieles davon ist zuerst in der von ihm 1876 gegründeten Zeitschrift „Heimgarten“ erschienen. Er will unterhalten, belehren und helfen. Er hat von Stifter gelernt und ist Hermann Schmid verwandt. Naturliebe, Humor und Blick für die Schönheit der Heimat machten ihn zum Herold der Alpenwelt und reihen ihn unter die Meister der Dorfnovelle ein. Sein Erstlingswerk, das ihm die Bahn brach, „Zither und Hackbrett“, waren Gedichte in obersteirischer Mundart. In den Büchern „Das Volksleben in der Steiermark“ (1870), „Die Älpler“ (1872), „Sonderlinge aus dem Volk“ (1875), „Am Wanderstab“ (1882), „Spaziergänge in der Heimat“ (1894) schilderte er die Welt seiner Herkunft. Jugenderinnerungen enthalten „Heidepeters Gabriel“, „Waldheimat“, „Als ich noch Waldbauernbub war“. In den „Schriften des Waldschulmeisters“ berichtet er von der Kulturentwicklung in den steirischen Wäldern. Künstlerisch am wertvollsten ist „Jakob der Letzte“ (1888), eine Geschichte vom Eindringen des Kapitals in das Bergdorf. Sein Glaubensbekenntnis, nicht mehr das streng katholische seiner Jugend, gibt der Roman „Mein Himmelreich“ (1900).

Wilhelm Busch

Nach einem

Ölgemälde von

Franz Lenbach

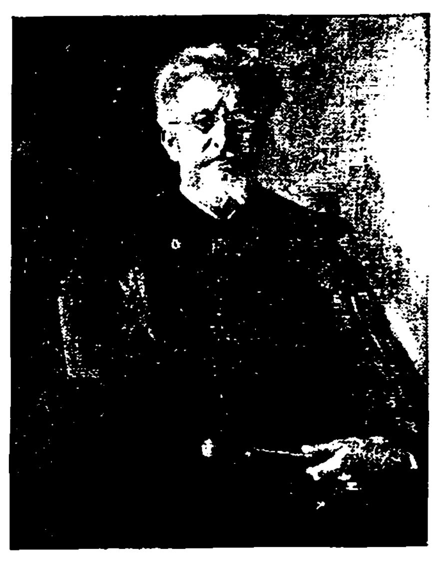


Wilhelm Busch (1832—1908).

Hinter den weltbekannten, oft so platt klingenden und doch so schlagenden Reimen dieses eigenartigen und eigenwilligen Hannoveraners steht ebenso gewiß ein echter Dichter wie hinter seinen skizzenhaften Zeichnungen ein echter Maler.

Nach gründlichen Studien in Düsseldorf, Antwerpen und München und vielerlei bildenden Reisen begann er 1859 als Zeichner an den „Fliegenden Blättern“ in München und bald auch an den „Münchener Bilderbogen“ mitzuarbeiten, für die er 1865 die unvergeßlichen Verse und Bilder von „Max und Moritz“ beisteuerte. Zwanzig Jahre erfreut er nun von Hannover aus die Welt mit Bildern und Versen, die ihm wohl gleichzeitig in die Feder laufen; gerade in dieser zwanglosen Einheit liegt der unnachahmliche Reiz. Die Kinder begeistert naturgemäß die Komik der Einfälle und die Anschaulichkeit der Knittelverse; erst der Erwachsene merkt, welche feine, gelungene Karikaturen seine Arbeiten enthalten: „Der hl. Antonius“ (1870), „Julchen“ (1877), „Herr und Frau Knopp“ (1877), „Fips der Affe“ (1879), „Plisch und Plumm“ (1882), „Maler Klecksel“ (1883). In der „Frommen Helene“ (1872) und im „Pater Filucius“ (1875) spukt der Liberalismus der Kulturkampfzeit mit verzerrender Absichtlichkeit.

Was immer wieder mit dem scharfen Satiriker aussöhnt, ist die Gewandtheit, womit er heiter und unaufdringlich nachdenkliche oder ergötzliche Wahrheiten ausspricht, ohne Moral zu predigen. Eine wahrhaft shakespeare’sche Galerie von Charaktergestalten (A. Biese) weiß er uns unvergeßlich hinzustellen. Man sagt von ihm, daß er Pessimist gewesen sei, doch steht er erhaben über Not und Leid, lächelt dazu und philosophiert.



Michael Georg Conrad

(1846 — 1927)

Arno Holz (1863—1929).

Er ist Hauptbegründer und charakteristischer Vertreter der naturalistischen Literaturepoche im 19. Jahrhundert, deren Ideen er mit starker Begabung, besonders in der Lyrik, verkündet. Er ist hervorragender Anreger und Theoretiker mit dem Bestreben, der Dichtung einen neuzeitlichen Inhalt zu geben. Von sozialen Ideen beherrscht, malt er in seinem „Buch der Zeit. Lieder eines Modernen" (1884) farbenreiche, impressionistische Augenblicksbilder aus den Elendsvierteln der Großstadt. Mit ein paar Strichen weiß er lautes und nüchternes Berliner Großstadttreiben genau so sicher zu fassen, wie etwa die zarten Bewegungen eines fallenden Blattes. Die Form ist ihm gleichgültig, er kann auf Reim, Strophenbildung, ja den einfachsten Satzbau verzichten und sagt doch immer noch etwas. Was er anerkennt und bestehen läßt, als wesentlichen Unterschied zur Prosa, ist der Rhythmus. Im Gegensatz zur bisherigen Lyrik wendet er aber den natürlichen Sprechrhythmus an und kommt dabei zu gesuchter Einfachheit.

Schließlich hatte sich Holz an seinen Elendsbildern sattgesehen und flüchtete sich ins Symbolische. In Drama, Erzählung und Kritik betätigte er sich ebenfalls. Im ganzen stellt er eine starke Dichterbegabung und eigenartige Persönlichkeit dar, fruchtbar in seinen Anregungen, aber ohne wirklich große Leistung.

Michael Georg Conrad (1846—1927)

war ein streitbarer Unterfranke, der in den Spuren Emile Zolas wandelte, ein unermüdlicher Schriftleiter, frischer Theaterkritiker und liberaler Politiker. Seine Hauptbedeutung liegt nicht in seinen Dichtungen, sondern in seinen vielgelesenen zündenden Kampf- und Streitschriften, die eine ganze Dichtergeneration im gleichen Sinn anregten wie Arno Holz.



Gerhart Hauptmann

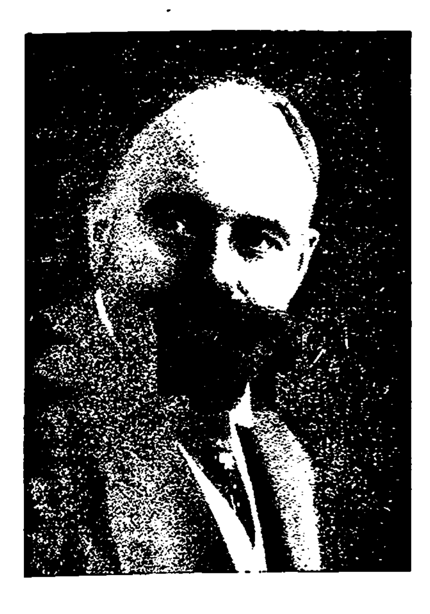
Lichtbild

Gerhart Hauptmann (1862—1946).

Hauptmanns Arbeit bewegt sich zwischen Naturstil und Symbolstil (J. Nadler). Sein Sozialgefühl zielt nicht so sehr auf Umsturz wie auf Verstehen; gleichwohl haben gerade seine frühen Werke die Revolution in Deutschland vorbereiten helfen; sie dankten ihren Erfolg hauptsächlich dem offenen Anpacken brennender Zeitfragen.

Mit seinem ersten Stück „Vor Sonnenaufgang“ hat er 1889 den Durchbruch des naturalistischen Dramas in Deutschland vollzogen. Dazu gehörte auch die Verwendung des Dialekts. Im „Friedensfest“ und in „Einsame Menschen“ entwickelt er die dramatischen Konflikte ähnlich wie Ibsen aus dem Vererbungsgedanken, aus religiösen Zweifeln und sozialen Gegensätzen. Lieblose naturalistische Komödien sind „Kollege Crampton“ und „Der Biberpelz“ (1893). „Die Weber“ (1892), die Tragödie des schlesischen Heimarbeiters, haben zum Helden die Menge in ihrem Kampf ums Dasein; etwas Ähnliches wollte er im „Florian Geyer“ auf dem historischen Hintergrund des Bauernkrieges schaffen. Seine besondere Liebe gilt Menschen, die mit dem Leben nicht fertig werden wie „Fuhrmann Henschel“ und „Rose Bernd“. Neigung zum Romantischen zeigen die „Versunkene Glocke“, „Hanneles Himmelfahrt“, der „Arme Heinrich“ und „Griselda“. Gleiche Fragen und Motive behandeln seine großen Erzählungen („Der Narr in Christo Emanuel Quint“ 1910, „Atlantis“ 1912 und „Phantom“ 1922).

Dem naturalistischen und dem neuromantischen Schaffensabschnitt fügte sich im hohen Alter ein klassizistischer an. Seit 1891 lebte er in seiner schlesischen Heimat. 1912 erhielt er den Nobelpreis, sein Leben brachte dem Anpassungsfähigen auch sonst manche Ehrung durch jene Gesellschaft, die er so laut bekämpft hatte.



Hermann Sudermann

Photo Hänse Herrmann

Berlin

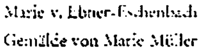
Hermann Sudermann (1857—1928).

Mit der Uraufführung der „Ehre“ im Berliner Lessingtheater am 27. November 1889 schien sich Sudermann aus Ostpreußen gleichberechtigt neben Gerhart Hauptmann, den Führer des Naturalismus, gestellt zu haben, mit dem er auch weltanschaulich übereinstimmt. Er verband geschickt alte und neue Technik und bestach durch packende und naturalistische Milieuschilderung und lebendige Dialogführung. Die Beleuchtung sozialer Krankheitserscheinungen und seine scharfe Gesellschaftskritik kamen den politischen Wünschen der Zeit entgegen. Schon in der „Ehre“ spielt er Vorderhaus und Hinterhaus gegeneinander aus, in „Sodoms Ende“ greift er die tonangebende Gesellschaftsschicht stark übertreibend an. „Heimat“ (1893), eines der besten Bühnenstücke des ausgehenden Jahrhunderts, stellt in Vater und Tochter strengen Familiensinn den Forderungen freien Künstlertums gegenüber. Aber ein versöhnlicher Unterton nimmt der Katastrophe meist ihre zerschmetternde Wucht und dies vor allem hat Sudermann gehindert, der Erneuerer des deutschen Dramas zu werden, wie er der „König der Bühnenwirksamkeit“ gewesen ist. Nach vorübergehendem Abschwenken zum Symbolismus („Drei Reiherfedern“ und „Die Strandkinder“ 1909) kehrt er mit „Stein unter Steinen“ zum Drama zurück.

Von seinen Erzählungen hatte der dramatisch bewegte „Katzensteg“ nicht eingeschlagen. „Frau Sorge“ (1887), ganz erfüllt von trüben Jugenderinnerungen, ist der erste bedeutende naturalistische Roman. Sudermann zeichnet meist nicht fertige, sondern reifende Charaktere als Kinder ihrer Heimat, so daß seine Epik auch in das Gebiet der Heimatkunst gehört.






Marie v. Ebner-Eschenbach
Gemälde von Marie Müller

Isolde Kurz
Lichtbild

Marie v. Ebner-Eschenbach (1830—1916).

Marie v. Ebner-Eschenbach, geb. Gräfin Dubsky aus Mähren, schlägt eine Brücke vom poetischen Realismus zum Naturalismus. Mit jenem hat sie die Form, mit diesem vor allem die soziale Fragestellung und Parteinahme gemein. Nach anfänglichen Bemühungen um das Drama brachte sie 1883 und 1886 ihre „Dorf- und Schloßgeschichten" heraus, bei aller Wirklichkeitstreue doch mehr für das Dorf werbend als fürs Schloß. In dem Dorfroman „Das Gemeindekind", dem Adelsroman „Unsühnbar" (1890), dem „Rittmeister Brand" (1896) u. a. nennt sie zwar Dinge offen beim Namen, breitet aber über die Härte des Lebens gern den tröstlichen Glauben an das Gute im Menschen. Glänzend in Gedankenschärfe und Stil sind ihre „Aphorismen". Mit ihr in bewundernder Freundschaft verbunden, aber ein ganz selbständiges großes Erzählertalent, herber und im Geschichtlichen wurzelnd, war Luise v. François (1817—1893). Ihr Roman „Die letzte Reckenburgerin" (1871) und vielleicht auch manche ihrer Novellen wird noch viele Zeitwandlungen überdauern.

Isolde Kurz (1853—1944).

Die Tochter des Dichters Hermann Kurz ist durch ihre blutvollen Novellen aus dem Italien der Renaissance berühmt geworden. Bei aller Formbeherrschung und Gehaltenheit fließt darin unterirdisch etwas von den Feuerströmen des dargestellten Zeitalters. Eben diese verhaltene Leidenschaft macht ihren Roman „Vanadis" so anziehend. In ihren Erinnerungsbüchern („Pilgerfahrt nach dem Unerreichlichen") muß oft die geschliffene Form die Erfindungskraft und Spannung ersetzen. Ihre Lyrik beglückt durch Reinheit und Glätte der Sprache, die doch nie auf Kosten der Erlebnistiefe gehen.



Ricarda Huch

Nach einer Photographie

von Stephanie Ludwig

(Atelier Veritas in München)

Ricarda Huch (1864–1947).

In Braunschweig geboren, früh verwaist, studierte R. Huch als eine der ersten Frauen in Zürich Literatur und Geschichte und wurde hier an der Stadtbibliothek angestellt. 1896 kam sie über Bremen und Wien nach München, später nach Jena. Seit der Jahrhundertwende überwogen die wissenschaftlichen Arbeiten, die bedeutendste ist das Denkmal, das sie der Romantik gesetzt hat. Ihre literarischen Vorbilder sind Gottfried Keller und C. F. Meyer. Als betonte Demokratin hatte sie unter dem Dritten Reich schwer zu leiden.

Ihre Erzählungen zeichnen sich durch feine Ziselierung und tiefes Empfinden aus, weniger durch Geschlossenheit und strenge Handlungsführung; die meisten sind fast quälend düster gehalten: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu" (1893), „Aus der Triumphgasse" (1901), „Vita somnium breve" (1902, später „Michael Unger" genannt), die Geschichte eines jungen Kaufmanns, der aus Liebe zu einer Malerin Frau und Kind verläßt, „Von den Königen und der Krone" (1904). Halb Roman, halb Geschichtsdarstellung ist die (unvollendete) Trilogie „Geschichten von Garibaldi" (1906—07), die ebenso wie die „Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento" und „Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri" Abschnitte aus der Einigung Italiens im 19. Jahrhundert behandelt. Ihr zur Seite steht „Der große Krieg in Deutschland" (1912/14), eine großartige Schilderung des Dreißigjährigen Krieges in prächtigen Einzelbildern, die Krönung ihrer epischen Kunst. Manche ihrer besten Novellen enthält die Sammlung „Ruf des Pan" (1929). Einen weiten Leserkreis fand „Der Fall Deruga", ein Kriminalroman von künstlerischem Rang. Ihre Lyrik ist von inbrünstiger Kraft der Empfindung, glühender Farbe, gehaltener und gedrängter Form.

M. Dauthendey

Lichtbild



Maximilian Dauthendey (1867—1918).

Dauthendey wurde am 25. Juli 1867 in Würzburg geboren. Aber er war weder nach Abstammung noch Gesinnung Franke, sondern Weltbürger. Die europäische Blutmischung trieb ihn immer wieder aus der Geborgenheit der Heimat in die Welt, bis ihn die Heimat wieder zurückrief, die er in der Fremde erst voll schätzen und lieben lernte. München und Berlin, Paris und Petersburg, Sizilien und Schweden, England und Griechenland haben teil an seiner geistigen Formung, die noch durch drei große Weltreisen geweitet wurde. Es ist ein tragisches Geschick, daß dieser ewige Wanderer im ersten Weltkrieg auf der Insel Java an Heimweh starb, und ein versöhnender Ausklang, daß ihm seine skandinavische Frau endlich doch ein Grab in der Heimat bereiten konnte: in Würzburg im Lusamgärtchen Walthers von der Vogelweide, dem er in manchem ähnelt.

Seine Weltfreudigkeit kannte keine Grenzen. Die Liebe war ihm die Macht, die das Leben regiert. Seine Philosophie schillert in den Farben eines materialistischen Pantheismus. Was durch die Sinne in seine Seele einströmte, das leuchtet in farben- und bilderglühender Sprache aus unzähligen kleinen Gedichten, die in vielen Büchern gesammelt sind („Reliquien", „Das Lusamgärtlein", „Der brennende Kalender", „Weltspuk"). Auch seine Romane („Die Raubmenschen"), Novellen („Die acht Gesichte am Biwasee"), autobiographischen Werke („Geist meines Vaters"), Reisetagebücher und Briefe sind voll kleiner Abenteuer, Seltsamkeiten und phantastischer Farbigkeit. Auch bei seinen dramatischen Versuchen, besonders in den „Spielereien einer Kaiserin", ist er Impressionist.



R. M. Rilke
Aufnahme aus der
Kriegszeit

Stefan George (1868—1933).

Der Rheinländer George sammelte durch eine Zeitschrift und Gedichtbände einen männlichen Kreis um sich, der sich zunächst gegen den Kult des „Wirklichen" im Naturalismus und gegen die Überbetonung der „sozialen Frage" wandte, dann aber überhaupt dem naturhaft und geschichtlich Gewachsenen wieder zum Sieg verhelfen wollte. Erst von der Jahrhundertwende an erschienen seine Gedichtsammlungen: „Hymnen", „Pilgerfahrten", „Algabal", „Jahr der Seele" u. a. Sie erstreben Innerlichkeit, vollendeten Stimmungsausdruck, höchste Formstrenge in Wortwahl, Klang und Rhythmus.

Rainer Maria Rilke (1875—1926).

Rilke, in Prag geboren, aber deutscher Herkunft und deutsch erzogen, war ursprünglich zur Offizierslaufbahn bestimmt, geriet dann als Student in München in das literarische Treiben und vertiefte seine Bildung auf weiten Reisen bei den Russen Tolstoi und Dostojewski, bei dem französischen Bildhauer Rodin und im Umgang mit der Malerkolonie von Worpswede. Von seiner tiefsinnigen, gottsucherischen und klangschönen Versdichtung sind am meisten gelesen „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke", das „Stundenbuch", das „Marienleben". Schwer zu fassen sind seine späten Werke „Duineser Elegien" und „Sonette an Orpheus". Sein Prosawerk umfaßt neben feinsinnigen Übersetzungen einen Roman, Novellen und zahlreiche Briefe. Eine Probe seiner Ausdrucksweise:

> „Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
> und ich kreise jahrtausendlang;
> und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
> oder ein großer Gesang!"

Hermann Löns

Gemälde von

Georg Tronnier

Hermann Löns (1866—1914).

Der Hannoveraner Löns studierte zuerst Medizin und Mathematik, wandte sich dann der Germanistik und Schriftstellerei zu, war seit 1891 Schriftleiter verschiedener Zeitungen und lebte seit 1912 als freier Schriftsteller in Hannover. 1914 ist er bei Reims gefallen. — vielleicht die beste Erfüllung eines Lebens, das mit Widerspruch gegen die „Zivilisation" geladen war.

1901 brachte er seine ersten Gedichte („Mein goldenes Buch"), denen 1911 weitere folgten. 1906 begann er mit seinen wundervollen Naturschilderungen „Mein braunes Buch", 1909 erschienen Tiergeschichten, dann Bilder aus Forst und Flur, 1913 Heidebilder. Alles ist mit Maleraugen gesehen, aber zugleich verpersönlicht, aus der Beschreibung wird Erlebnis und Handlung, aus der bloßen Freude des Schauens wächst menschliche Anteilnahme. So ist der philosophische Hase „Mümmelmann" in allen Herzen heimisch geworden.

Sein naturwissenschaftlich geschulter Blick und seine Anschaulichkeit machen Löns zum Dichter der niedersächsischen Heide. Seine herben und heiteren, schwer- und leichtblütigen Volksliedweisen („Der kleine Rosengarten"), in den Anfängen der Jugendbewegung erschienen, haben sich alle jungen Herzen erobert. Seine Romane „Der letzte Hansbur", „Die Häuser von Ohlenhof", „Der Werwolf" scheuen die grausame Wirklichkeit nicht, strotzen von unbekümmerter Naturhaftigkeit, strahlen aber doch eine lebenbejahende, dem Idealen verschriebene Denkart aus. Eine wilde Männlichkeit, die sich gegen Sitte und Sittlichkeit rücksichtslos auflehnt, atmet dagegen der Roman „Das zweite Gesicht", den persönliche Schicksale eingegeben haben. Seine bedingungslose Aufgeschlossenheit für alle Eindrücke hat er selbst bekannt.



B. v. Münchhausen
Zeichnung
von Rickelt

Börries von Münchhausen (1874—1945).

Eine vom adligen Selbstgefühl eines alten Geschlechts beherrschte Dichterpersönlichkeit, die in Uhland, Dahn und Fontane ihre Vorbilder hat. Aber minder streng und wählerisch als sie läßt er sich manchmal vom romantischen Schimmer eines Vorgangs, einer Gestalt und von der Leichtigkeit in der Handhabung einer gewohnten Form verführen und verzichtet auf die wirkliche Vertiefung und Verdichtung. Wo sie gelingt, erstehen so ergreifende, geballte Wirkungen wie in „Gottes Gnade", so unheimlicher Zwang des Nacherlebens wie in „Todspieler", so unentrinnbare Spannung wie in „Jekatarinas Bestechung". Mit Vorliebe wird versucht, das innere Gesetz des Adels in jeglichem Sinn zu ergründen und herauszustellen („Der Marschall", „Der Eid derer von Lohe" u. v. a.). Auch die Frohlaune hat einige seiner hübschesten Stücke gezeitigt: „Der fluchende Bischof", „Die Hochzeit", „Die klugen Kleider". Der lyrische Einschlag, den schon manche seiner Balladen aufweist („Birken-Legendchen"!), dringt noch stärker zutag im Lied, dem er sich später mehr zugewandt hat und das er mit warmen Herzenstönen füllt.

Ein ausgezeichneter Beitrag zur Ästhetik der Ballade blieb nicht unwidersprochen. Auch aus seinem Leben hat uns der Schloßherr von Windischleuba im Altenburgischen manches erzählt in seiner Dichtung: „Fröhliche Woche mit Freunden" (1922).

Eine ebenbürtige Meisterin derselben Gedichtgattung ist die Ostpreußin Agnes M i e g e l (geb. 1879), die noch strenger formt und siebt. Wer wäre nicht schon dem Bann der „Mär vom Ritter Manuel" erlegen mit ihrem liebenswürdig-beschwichtigenden Schluß!

Josef Weinheber

Lichtbild



Joseph Weinheber (1892—1945).

Der Wiener J. Weinheber steht Rilke und George darin nah, daß er die strenge, besonders auch die antike Form liebt und mit hoher Kunst pflegt; ja bisweilen scheint er sie über den Inhalt zu stellen. Aber hinter diesem ernsten Trachten nach Gleichmaß und Haltung steht nicht hoffender Wille, sondern schwermütige Klage über das Schwinden des Edlen und Schönen, steht das Gefühl unaufhaltsamen Untergangs, das sich vielleicht dem Österreicher, dem Wiener besonders unwiderstehlich aufdrängte. Daß er vom Glauben an einen höheren Sinn der Dinge nicht ganz lassen kann, gibt seinem reichen Schaffen etwas Zwiespältiges. Die Gegensätze, die sein Sinnen und Singen beherrschen, werden oft schon in den Überschriften seiner Gedichtsammlungen sichtbar: „Der einsame Mensch" (1920), „Adel und Untergang" (1934), „Späte Krone" (1936), „O Mensch, gib acht" (1937), „Zwischen Göttern und Dämonen" (1938). Aber auch Buchtitel wie „Wien wörtlich" (1935) und „Kammermusik" (1939) verraten etwas von seiner feinfühligen Art und seiner Heimatgebundenheit. Tiefe politische Enttäuschung trieb ihn in den Tod. Drei Jahre darnach erschien aus seinem Nachlaß der Gedichtband „Hier ist das Wort". Auch darin ist er ein Sänger tiefen Heimwehs, der sich im Abendschatten einer glanzvollen Kultur unverstanden rufen und singen hört:

> Wer behütet den Sinn und wagt das Unzeitgemäße,
> Haben die Dichter nicht Mut: Klage und Trauer
> und Traum?



Ernst Wiechert

Lichtbild

Ernst Wiechert (1887—1950).

Grübler und Gottsucher ist der Ostpreuße Wiechert. In seiner stimmungsreichen Prosa lebt die Schwermut der ostpreußischen Seen und Wälder. Sie wirkt dunkelfarben und ist getragen von einem mythischen Gefühl, das aus Landschaft und düsteren Sagen aufsteigt. Der Traum von der Einsamkeit und ihrer heilenden Kraft in Leid und seelischer Not findet ergreifenden Ausdruck in „Das einfache Leben" (1939). Schwere Schatten ziehen durch all seine Werke, angefangen von dem Roman „Die Magd des Jürgen Doskocil", der seinen Ruhm begründete, und der zarten, feinen „Hirtennovelle" bis zu dem zweibändigen Entwicklungsroman „Die Jerominkinder" (1945). Autobiographischen Charakter haben die beiden Werke „Wälder und Menschen", ein traumhaftes Erinnerungsbuch an die eigene Jugend (1936), und zehn Jahre später das bittere Leidensbuch „Der Totenwald" (1946) über seinen Aufenthalt im KZ Buchenwald. In seinem letzten Buch „Missa sine nomine" spricht er sein Wissen um die menschliche Seele in der Schilderung eines Schicksals unserer Tage noch einmal aus.

Wiechert war ein echter Dichter und eine charaktervolle Persönlichkeit. Das Wirken des Dichters für Zeit und Ewigkeit hat er so gekennzeichnet:

„Das stolzeste Wort, das über die Dichter gesagt worden ist, stammt von dem Unglücklichsten unter ihnen, von Hölderlin: „Was bleibt, das stiften die Dichter" ...

Ein Volk, das die Dichter des Zwecklosen entthront und zu ihnen spricht: Geht nun sterben, unnütz seid ihr in unserer Welt!, kann wohl mächtiger und reicher werden, aber es hat seine Erstgeburt verkauft und in seinem Mark ist der Totenwurm der letzten Tage."

Strömungen in der Gegenwartsdichtung.

Bisher haben wir nur Dichter behandelt, deren Leben und Werk abgeschlossen vorliegt. Doch ist das geistige Schaffen wie das Leben selbst dauernd im Fluß. Immer wieder erheben schöpferische Menschen ihre Stimme und ihre Werke geben Zeugnis von dem Zeitgefühl, dessen Ausdruck sie sind. Das Schrifttum der Gegenwart soll daher, vielfachen Wünschen entsprechend, in einigen Hauptzügen und Hauptvertretern noch kurz gekennzeichnet werden.

Zuerst fällt uns die ungleichmäßige Pflege der einzelnen Dichtungsarten auf. Die L y r i k , die ihren Höhepunkt bei Goethe und den Sängern der Romantik (Brentano, Eichendorff, Mörike usw.) erreicht hatte, blühte zwar noch in mehreren Nachsommern weiter, heute aber ist sie wenig gefragt. Es fehlt uns dazu an Stille, Besinnlichkeit, Ruhe, Andacht und Seele. Auch dem D r a m a ist der moderne Zeitgeist nicht zuträglich. Diese Dichtungsgattung, die sich hauptsächlich zur Darstellung großer Konflikte und weltanschaulicher Fragen eignet, hat seit Gerhart Hauptmann keinen großen Vertreter mehr gefunden, vergleichbar etwa mit dem Franzosen Paul Claudel, dem Dichter des „Seidenen Schuhs". Carl Zuckmayers Drama „Des Teufels General" ist nur eine vereinzelte Erscheinung, die trotz der tiefer greifenden Idee kaum von längerer Dauer sein wird. Die Bühne hat ihre Weihe verloren. Sie dient nicht mehr der Sammlung, sondern der Unterhaltung und Zerstreuung. — Die einzige große Dichtungsform unserer Zeit ist die Epik, aber nicht die feierliche mythische Form des Epos, sondern der R o m a n. In seiner weiträumigen Prosaform findet das Zeitalter der Zivilisation eine Möglichkeit, sich mit all seinen Widersprüchen, seiner Nüchternheit, seiner Not und Angst auszusprechen. Die Dichtung wird hier oft wirklich zur Prosa. Der Dichter ist hier nicht mehr Seher und Künder hoher Gedanken und Wahrheiten, sondern schildert, beschreibt, zerlegt, erforscht Menschen, Dinge, Fragen der Zeit, der Gesellschaft, der Kultur. Seine Tätigkeit gleicht oft der des Naturforschers, des Kritikers, des Psychologen. Sie nimmt ihre Kraft mehr aus dem Intellekt als aus der Seele. Sie wird zweckhaft und nähert sich der Wissenschaft. Der Dichter wird mehr und mehr zum Schriftsteller.

Die verschiedensten Richtungen oder Strömungen laufen in der modernen Romanliteratur nebeneinander her. Sie überschneiden und überdecken sich oft. Widersprüche sind nicht selten. Schon in der Vielheit der Gegenstände, der Wege und Stile spiegelt die Dichtung das verworrene Bild unseres zivilisatorischen Zeitalters wider, das sucht, irrt und kein einheitliches Ziel mehr kennt.

Der moderne Roman übt zunächst Kritik an der Kulturentwicklung. Er zeigt schonungslos die Brüchigkeit unseres geistigen Lebens. In verwandter und doch wieder grundverschiedener Art tun dies Thomas Mann und Hermann Hesse. Beide sind Träger des Nobelpreises.

Thomas Mann (geb. 1875) stammt aus einer Lübecker Patrizierfamilie. Er lebte lange Zeit in München, bis er 1934 nach Kalifornien emigrierte und amerikanischer Staatsbürger wurde.

Väterlicherseits Norddeutscher, ist er kühl und beherrscht, weltmännisch und kritisch. Seine Mutter aber war Brasilianerin. Die Empfindsamkeit des Gemüts, die musikalische und schriftstellerische Begabung ist wohl mütterliches Erbe. Die tragische Spannung zwischen Bürger und Künstler ist daher das Grundmotiv fast all seiner Werke. Am Schicksal der Generationenfolge einer (seiner) Familie stellt er diesen Widerstreit in dem großen Familienroman „Buddenbrooks" (1901) dar. Die zähe Bürgerlichkeit erhält sich, der Künstler und Musiker geht zugrunde. Das Seelische wird aufgerieben, es ist zu zart, zu schwach für den Lebenskampf. Tiefer Pessimismus beherrscht das Buch trotz der feinen Ironie, die den Untergang begleitet. Hier vollzieht sich die Tragödie des deutschen, man kann sagen des europäischen Geistes um die Jahrhundertwende. — In vielen Novellen und Erzählungen hat Mann dieses Thema abgewandelt, bis er 1924 wieder zu einem großen Wurf in seinem Roman „Der Zauberberg" ausholte. Er ist ein Gesprächsroman, der in einem Lungensanatorium in der Schweiz spielt. Die Gespräche kreisen alle um das Krankhafte im Menschen und in der Kultur. Eine klare Entscheidung gibt Thomas Mann nicht. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges macht schließlich dem Spuk ein Ende. Die Katastrophe bricht über eine fragwürdige Zeit und Gesellschaft herein. — Seit der Herrschaft des Nationalsozialismus arbeitete Thomas Mann an seinem „Josephsroman", der sich zu vier Bänden auswuchs. Diese Geschichte des biblischen Joseph behandelt wieder den Gegensatz zwischen Geist und Leben. Mann entscheidet sich schließlich für eine neue menschliche Ordnung, die über das gefährdete Leben den Sieg davonträgt. — Sein letzter großer Roman ist „Doktor Faustus — das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von seinem Freunde" (1946). Es ist ein dämonisches Buch, worin alle Motive seiner früheren Dichtungen zusammenklingen. In einem tragischen Künstlerschicksal will er das deutsche Schicksal darstellen.

Manns Werke, die trotz ihres Reichtums an Phantasie zu deutlich seiner Kritik, Ironie und ausgebreiteten Gelehrsamkeit Raum geben, werden heute nicht selten abgelehnt. Sein Altersstil, seine Gedankenwelt, seine Einstellung zu den deutschen Geschicken tragen hierzu wesentlich bei.

Ein Literarhistoriker hat über ihn das Urteil gefällt: „Er selbst wurde das Opfer der Zivilisation, für die er kämpft, in diesem Sinne, daß der Schriftsteller in ihm immer mehr den Dichter besiegte."

Hermann Hesse (geb. 1877) erlebte die Schwere seiner Zeit in verwandten inneren Konflikten. Auch bei ihm wirkt das Erbe der Eltern bis heute nach. Er entstammt den Kreisen des Württembergischen Pietismus. Sein Vater, geborener Balte, war Missionar in Indien, seine Mutter, eine Schweizerin, hatte französisches Blut in den Adern. Frühzeitig entzog er sich einem geordneten Studiengang, wurde Buchhändler in Basel und lebt seit 1912 in Montagnola bei Lugano. Von dieser Warte aus beobachtete und kritisierte auch er die deutsche Entwicklung.

Seine Bücher sind meist Selbstzeugnisse seines Suchens nach dem Sinn des Lebens. Dabei spiegeln sich die Zerrissenheit der Zeit und der abendländischen Kultur wider. Aber sie sind persönlicher empfunden und leidvoller erlebt, als es bei Thomas Mann der Fall ist. „Den Weg nach innen" geht seine geistige Entwicklung. In der Empfindung ist er Lyriker, eine Hölderlin- und Mörikenatur, der Musik schmerzvoll und untrennbar verbunden, in der doch Thomas Mann (siehe die Buddenbrooks!) den Krankheitskeim des Verfalls sieht.

Hesses erste Romane „Peter Camenzind" (1904), „Unterm Rad" (1905), seine Erzählungen wie „Diesseits" (1907), „Gertrud" (1910), die naturseligen Vagabundengeschichten des „Knulp" (1915) sind romantisch gefärbte Selbstzeugnisse seiner leicht verwundbaren Seele, die zwiespältig zwischen Leben und Künstlertum, zwischen den Forderungen der Wirklichkeit und dem Innenrecht der Seelenträume schwebt. Darum weiß auch niemand wie er Jugendschicksale zu erzählen. Unnachahmlicher Zauber liegt in seiner Sprache. Sie ist voll Wohlklang und Musik. — Mit dem Eheroman „Die Roßhalde" (1914) setzt eine scharfe Krisis ein und steigert sich im „Demian" (1914), in dem expressionistischen Novellenbuch „Klingsors letzter Sommer" (1920) und besonders im „Steppenwolf" (1927) zu naturalistischer Selbstzerfleischung. In grausamer Zerrissenheit sucht er nach dem wahren Ich im Menschen, nach dem Sinn der Welt, aus der die Kriegsfurie Vernunft und Glaube herausgerissen hat. — Den Weg in die Einsamkeit der eigenen Seele hat er deutlich schon in der indischen Erzählung „Siddharta" (1922) beschritten und in dem traumhaften Künstlerroman „Narziß und Goldmund" (1930) fortgesetzt. Die „Morgenlandfahrt" schlägt die Brücke zu seinem letzten großen Werk „Das Glasperlenspiel" (1943), einem Zukunftsroman etwa des Jahres 2000. Dieses Werk vereinigt östliche Mystik mit dem goetheschen Bildungsroman in neu versuchter Erzähltechnik. Seelenkrise und Kulturkrise bleiben ungelöst, die innere Not findet keine

Wende. — Neben diesem problematischen Hesse gibt es den freundlichen Erzähler von Reisebüchern, Märchen und Geschichten aller Art.

Als Sprachkünstler ist Hesse wohl unerreicht. Er wird nie zum Artisten, sondern bleibt immer Dichter, immer Künstler. Darum kann er auch für den Künstler seiner Prägung keinen Platz in der ernüchterten Welt der Zivilisation finden.

Während Hesse die Frage nach dem letzten Sinn des Lebens offen läßt, stoßen andere Dichter unserer Zeit mutig zum Metaphysischen durch. Sie sehen die innere Überwindung der Zeitnot in der Bindung an überpersönliche Werte. Zu ihnen zählen mehrere dichtende Frauen, vor allen Ina Seidel (geb. 1885) auf evangelischer und Gertrud von le Fort (geb. 1876) auf katholischer Seite.

In Ina Seidels Schaffen steht die Familie im Mittelpunkt. Sie kündet das sanfte und doch so starke Wirken des fraulichen Menschen, das Recht der Mütter, die mit ihren Tränen Krieg und Feindschaft unter den Menschen auslöschen sollen. Mehr noch als der erste große Roman „Das Wunschkind“ (1930) führt der zweite „Lennacker“ (1938) ins Religiöse hinein. — Aus religiösem Denken und Empfinden schöpft auch Gertrud von le Fort Kraft und Stärke. Während ihre Gedichte, die „Hymnen“, die großen überpersönlichen Mächte feiern, denen sie vertraut, nämlich die Kirche und das Reich mittelalterlicher Prägung, deckt ihr Roman „Das Schweißtuch der Veronika“ (in zwei Teilen „Der römische Brunnen“ und „Der Kranz der Engel“) das Wirken dieser Mächte im Leben auf. Die vom Glauben erfüllte Menschenseele findet den Mut zu den gewagtesten Opfern, weil sie ihr Vertrauen und ihre Liebe auf Gott gründet. Daß auch, ja gerade die verängstigte Seele durch den Glauben ins Heldenhafte wachsen kann, zeigt die Novelle „Die Letzte am Schafott“, die künstlerisch geschlossenste Leistung der Dichterin.

Den ganzen Kranz überzeitlicher Motive, die dem Menschen in den Wirrnissen des Lebens, in Schuld und Verstrickung zu Hilfe kommen, zeigt das Lebenswerk des Schwaben Peter Dörfler (geb. 1878), eines unserer namhaftesten Dichter der Gegenwart. Den Sinn seines Dichtens, der ihn über jede Enge hinaushebt, hat er in die Verse gekleidet:

„Ich blicke in des Brunnens schwarzen Schacht
und sehe nichts als blinde, dürre Nacht.
Da schweben Eimer in die Tiefe nieder
und kommen mit lebendigem Wasser wieder.
Der Hirte trinkt und tränkt, die Herde zieht,
die Lerche singt ein Auferstehungslied.
Ein Zeichen sei uns dieses Quellenwunder:
senkt Eimer in die tote Nacht hinunter!“

Die Charaktere, die er schuf, wurzeln im Vertrauen auf Mächte, die das zerbrechende Menschenleben überdauern. Diese Kräfte sieht er in Heimat und Volkstum (Apollonia-Trilogie 1931/33 und Allgäuer Trilogie 1933/35), in Landschaft und Geschichte („Minne dem heiligen Mang", „Der Urmeier" 1947, „Eine Papstfahrt durch Schwaben" 1922), in Kunst und Herkommen („Die Wessobrunner" 1943), in Liebe und Gewissen („Judith Finsterwalderin" 1915, „Der ungerechte Heller" 1922), in Glauben und Religion („Neue Götter" 1921/22, „Heraklius" (früher „Die Schmach des Kreuzes"), „Severin, der Seher von Norikum", 1948). Die Dichter dieser Richtung sind nicht weltfremd, sie haben sehr feine Nerven für die Erschütterung der Seelen, aber sie setzen ihr den Glauben an bleibende Wahrheiten und Werte entgegen.

Eine dritte Gruppe reiht sich eng an die besprochene an. Man bezeichnet ihr Schaffen einmal als „Dichtung einer vertieften Sachlichkeit". Sie sehen die gebrechliche Welt mit klaren Augen, kennen ihre eigenen Fehler und die Mißbildungen im Zeitgeschehen, bleiben aber nicht an kulturpessimistischer Kritik hängen, sondern schlagen in sich selbst die Brücke zu einer höheren geistigen Lebensordnung. So streben sie nach neuer Innerlichkeit. Sie beschränken sich gern auf die ihnen zugefallene Aufgabe und arbeiten so an der Ausbildung ihrer Persönlichkeit. Ihre Zahl ist erfreulich groß. An zwei bekannten Persönlichkeiten sei diese Gruppe gekennzeichnet. Hans Carossa gehört dem Süden, Werner Bergengruen dem Norden an.

Man hat den Dichter H a n s C a r o s s a (geb. 1878) einen späten Nachfahren und geistigen Erben Goethes genannt. Was ihn mit der deutschen Klassik verbindet, ist mehr als bloße Liebe und Vorliebe für Goethe. Es ist das edle Maß, das sein Dichten und Denken bestimmt, die stille Heiterkeit und Vornehmheit seiner Gesinnung, die Zucht und kristallene Klarheit seines Stils. Carossa besitzt die seltene Gabe, die Zwiespältigkeit des Lebens zu überbrücken und aus der inneren Einheit des Natürlichen mit dem Göttlichen in einem geordneten Seelenleben zu schaffen. Die innige Liebe zu seiner oberbayerischen Heimat — er ist in Tölz geboren — und ihr religiöses Erbe geben ihm die Kraft zu einer christlichen Humanität, die alle Schwächen des menschlichen Wesens erspürt, aber zugleich Führung und Geleit aus einer höheren Ordnung der Dinge erfährt. Was Carossa im Umgang mit Menschen erlebt und was ihm die Hingabe an seinen ärztlichen Beruf an Mit-Leiden auf die Seele bindet, das alles wird Stoff für seine Dichtung. Ihn gestaltet er mit hoher Meisterschaft; dabei wächst er aber selbst immer tiefer ins Geistige und Allgemeine hinein. Das Persönliche weitet sich zum Sinnbildlichen, das eigene Leben wird zum Gleichnis. So ist jedes seiner Bücher ein Stück Selbstbiographie, aber auch ein Spiegel zeitloser Wahrheiten und weltoffener Weisheit.

Die Reihe solcher Lebensbücher eröffnet der Band „Eine Kindheit" (1922). Ihm folgt zwei Jahre später das berühmte

„Rumänische Tagebuch". „Verwandlungen einer Jugend" (1928), „Führung und Geleit" (1933), „Geheimnisse des reifen Lebens" (1936), „Das Jahr der schönen Täuschungen" (1941) setzen die Reihe fort und eine italienische Reisebeschreibung beschließt sie vorläufig. Auch sein wertherhaftes Jugendbuch „Dr. Bürgers Ende" und der „Arzt Gion" sind Selbstzeugnisse des Arztes Carossa. Doch beruht sein Ruhm nicht auf diesen beiden Erzählungen.

Ein Dichter, der immer das eigene Erlebnis gleichnishaft ausformt und weitet, ist Lyriker von Natur aus. Schon in der Zeit, da Rilkes und Georges Namen zu leuchten begannen, finden sich die ersten lyrischen Proben von Carossa in Anthologien. Sein lyrisches Gesamtwerk ist nicht umfangreich, dafür aber um so gehaltvoller. Mehr und mehr läutert es sich zu goethescher Einfachheit und Klarheit. Dies zeigt besonders sein letzter Gedichtband „Stern über der Lichtung" (1947). Vertrauensvoll hebt Carossa den Blick nach oben zu dem hellen Stern, der am Abend glänzt und den Weg in die ewige Heimat säumt. Auch als Dichter weiß er zu heilen und von innerer Not zu befreien, weil er mit jedem Buch die eigene Innenwelt auf ein großes Ziel hinordnet.

Zu den Dichtern, die erst nach dem nationalsozialistischen Zusammenbruch zu echter Geltung und Wirksamkeit gelangten, gehört beispielhaft W e r n e r B e r g e n g r u e n. Sein äußerer Lebensweg führte ihn von Riga, wo er 1892 geboren wurde, über Deutschland in die Schweiz. Seine geistige Entwicklung folgte drangvoll dem Weg zu immer tieferer Verinnerlichung im Religiösen und gibt auch seinem künstlerischem Schaffen einen eigenartigen Zug ins Geheimnisvolle, Rätselhafte, Mystische. Hinter den schwersten Schicksalen und tiefsten Verirrungen seiner Gestalten steht ein felsenfester Glaube an den Sinn des Lebens und der Welt.

Bergengruen ist Dichter und Denker in einer Person. Er liebt romantische Geschehnisse, sucht aber zugleich die menschliche Seele zu ergründen. Mit dem Schweifen in vergangene Zeiten und ferne Länder verbindet sich bei ihm starker Sinn für das Wirkliche. Dieser Zug zum Realismus, der auch schweren tragischen Schicksalen nicht ausweicht, führte ihn zur Geschichte und ließ ihn in dem Roman „Kaiserreich in Trümmern" (1937) die große Gestalt des Odoakar und in „Herzog Karl der Kühne" romantisch-geschichtliches Streben erschauen (1930). Seine beiden Hauptwerke sind „Der Großtyrann und das Gericht" (1935) und „Am Himmel wie auf Erden" (1940). Die Beziehungen zur Gegenwart treten hier offen zutage. Im „Großtyrannen" berichtet er „von den Versuchungen der Mächtigen und Bedrohten", dem andern Roman hat er das Motto „Fürchtet euch nicht!" vorausgesetzt. Die weitverzweigte Handlung,

der beherrschende Gedanke, daß alles Einzelgeschehen in den großen Zusammenhang des Weltganzen sinnvoll eingebettet ist, und die sichere Erzähltechnik stellen diese Werke in die erste Reihe zeitgenössischer Schöpfungen.

Novellen, kleinere und größere Erzählungen verschiedenster Art, Reiseberichte sowie seine lyrischen Sammlungen, besonders die Sonette „Dies irae" (1945) über die Not und Schuld der Deutschen zeigen Bergengruen als den verantwortungsbewußten Dichter, der im christlichen Gedanken den Rettungsanker in den verworrenen Stürmen unserer Zeit sieht und bietet.

Unter den Dichtern unserer Zeit ließen sich leicht noch andere Gruppen finden. Eine Vielzahl von Richtungen, Namen und Werken würde aber eher verwirren als klären. Beschränkung will hier Gutes wirken.

NAMENSVERZEICHNIS

